

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich  
**Band:** 19 (1918-1919)

**Artikel:** Die Erziehung bei den Naturvölkern  
**Autor:** Knabenhans, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-17003>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 01.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Erziehung bei den Naturvölkern.

Von Priv.-Doz. Dr. ALFRED KNABENHANS, Zürich.

(Aus der im Manuskript überreichten Festschrift für Prof. Dr. Otto Stoll.)

## I.

Die erzieherischen Massnahmen, die wir bei kulturarmen Völkern der Jugend gegenüber in Anwendung finden, sind nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch in psychologischer und soziologischer Hinsicht von allergrösstem Interesse. Nirgends tritt das komplizierte Spiel von seelischen und gesellschaftlichen Kräften, das dem Wesen der Erziehung zu Grunde liegt, so offen zutage, wie in diesen einfachen, natürlichen Verhältnissen. Gerade eine Zeit wie die unsrige, die so viel mit Erziehungsnöten zu kämpfen hat, könnte daher in manch grundlegender Frage aus jenen primitiven Vorlagen eine wertvolle Klärung und Orientierung gewinnen. Zum mindesten ist es ausserordentlich instruktiv, zu sehen, mit wie einfachen Mitteln und dennoch in wie vollendeter Weise dort die Aufgaben der Erziehung gelöst werden.

Um nun aber unserem Thema gegenüber erst die richtige Einstellung zu gewinnen, ist es notwendig, zunächst einigen irrigen Vorurteilen zu begegnen, die zwar *ältere* Perioden über die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände der Naturvölker ausgebildet haben, die aber leider auch heute noch breite Schichten des Denkens beherrschen.

Die Zeit der Aufklärung erblickte die Naturvölker bekanntlich noch mit Vorliebe im Lichte einer romantischen Verklärung. Ihre Zustände galten im Vergleiche zu denen der europäischen Gesittung als solche eines verlorenen Paradieses, nicht nur unendlich viel reicher an Glück als diese, sondern auch an ethischem Gehalt. Diese utopistische Denkweise kommt auch in den pädagogischen Bestrebungen jener Zeit zum Ausdruck; man denke nur an ein Werk wie Rousseaus „Emile“, wo Spekulationen über ein neues Erziehungsideal mit zum Teil durchaus phantastischen Vorstellungen vom Wesen des primitiven Menschen zusammengebracht sind.

Heute ist eine derartige Ueberschätzung tieferer Kulturen, wie sie übrigens nicht ohne das Hinzutun enthusiastischer Forschungsreisender des achtzehnten Jahrhunderts entstanden war, längst aus der Mode gekommen. Dafür behauptet sich um so hartnäckiger ein anderes, womöglich noch irrigeres Vorurteil gegenüber dem Naturmenschen, nämlich dasjenige, das in ihm nur jenen brutalen „Wilden“ sieht, den keine andere Autorität als

die rohe Gewalt des Stärkeren zu schrecken vermag, bei dem somit auch jegliche Beeinflussung durch erzieherische Massnahmen zum vornehmesten ausgeschlossen wäre.

Hierin zeigt sich noch immer jene ältere Anschauungsweise wirksam, wonach der Mensch auf tieferen Stufen überwiegend seine sogenannten *niedrigen* Regungen betätigen soll, und zwar vor allem einen rücksichtslosen Egoismus, der eine Art gesellschaftlichen Chaos oder einen dauernden „Kampf aller gegen alle“ zur Folge habe.

Dieses Zerrbild einer primitiven Gesellschaft findet nun aber in der Wirklichkeit nirgends eine Bestätigung. Gerade in den allereinfachsten Verhältnissen, bei Sammlern und Jägern, die eine staatliche Gewalt noch kaum in Anfängen aufweisen, bewundern wir die durchaus friedlichen und geordneten Zustände. Von einer Herrschaft des Faustrechts kann in keiner Weise die Rede sein; das Leben fliesst hier vielmehr in genau so geregelten Bahnen dahin, wie bei uns. Hierüber lauten namentlich die Berichte moderner Autoren, die derartige Völker nicht nur gelegentlich beobachtet haben, sondern längere Zeit mit ihnen zusammen lebten, zum Teil ausserordentlich optimistisch. Es wird uns immer wieder versichert, wie hier Ruhe und Ordnung, Friede und Gedeihen in den kleinen Lebensgemeinschaften herrschen und dass sich die Menschen hier mit so viel Freundlichkeit, Verträglichkeit, gegenseitiger Achtung und Anerkennung begegnen, dass wir in der Tat oft an Rousseau'sche Schilderungen erinnert werden.

Die Vorstellung, dass auf tieferen Stufen ein Dasein möglich wäre, das nur von reinen Ichtrieben bestimmt würde, verstösst übrigens gegen jedes gesunde soziologische Denken. Wir dürfen doch nicht vergessen, dass der Mensch nirgends als isoliert lebendes Einzelwesen vorkommt, sondern überall im Zustande der Vergesellschaftung auftritt. Schon diese Tatsache allein verunmöglicht ohne weiteres ein rein egoistisches Handeln und eine rücksichtslose Selbstdurchsetzung. Die Lebensgemeinschaft, der der Einzelne angehört, mag noch so klein sein, sie wird niemals verfehlten, einen bestimmten Druck auf ihn auszuüben, der seinem Tun und Lassen gewisse Grenzen setzt. Selbst in der kleinsten Horde, die scheinbar nur zum Zwecke der gemeinsamen Nahrungssuche als soziologisches Ganzes funktioniert, sind schon eine ganze Reihe von Kräften wirksam, die auch ohne das Hinzukommen des staatlichen Zwanges hinreichend für die Disziplinierung des Einzelnen sorgen und ein geordnetes und gesittetes Zusammenleben ermöglichen. Zum Teil drücken sie von aussen, wie die Macht der Sitte, die Gewalt der öffentlichen Meinung, die Furcht vor allerlei wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schädigungen im Falle schlechten Verhaltens, die Angst vor übersinnlichen Strafen und vor den Waffen der Zauberei. Dazu gesellen sich aber nach neueren Erkenntnissen auch noch alle jene geheimen inneren Wechselwirkungen, die in jeder menschlichen Gesellschaft regulierend und nivellierend am Werke sind, wie die Mächte

der Gewohnheit, der Nachahmung, der Autorität und der seelischen Beeinflussung überhaupt.

Wie sich nun aber trotzdem bis auf den heutigen Tag selbst im Bereiche des wissenschaftlichen Denkens jenes alte, irrite Vorurteil vom „hoffnungslos egoistischen Wilden“ zu behaupten vermag, soll hier nur an einem einzigen Beispiel gezeigt werden.

In der Einleitung zu Karl Büchers „Entstehung der Volkswirtschaft“, einem überaus nützlichen Buche, das bereits seine achte Auflage erlebt hat, wird immer wieder folgende angeblich streng mit den Tatsachen übereinstimmende Schilderung vom Charakter des Naturmenschen reproduziert:

„Der Wilde denkt nur an sich . . . Was darüber hinaus liegt, ist seinem Geistesleben so gut wie verschlossen. Sein Egoismus und seine Härzenshärte gegen die nächsten Angehörigen sind grenzenlos. Neuere Ethnographen haben sich Mühe gegeben, die Stärke der Mutterliebe als einen allen Kulturen gemeinsamen Zug zu erweisen. Es fällt uns in der Tat schwer, ein Gefühl, das wir in so anmutiger Weise bei manchen Tierarten sich äussern sehen, bei unserer Gattung missen zu sollen. Aber es weisen doch zu viele Beobachtungen darauf hin, dass bei niedrig stehenden Völkern die blosse Sorge um das eigene Leben alle anderen seelischen Regungen, auch die der Blutsverwandtschaft, überwiegt, ja, dass neben ihr überhaupt nichts Höheres aufkommen kann.“ (Achte Auflage, 1911, S. 14, 15. 16).

Wie wenig ein derartiges Bild von der seelischen Verfassung des Primitiven mit der Wirklichkeit übereinstimmt, werden wir im folgenden noch zur Genüge erkennen. Hier interessiert uns aber doch einen Augenblick der Weg, auf dem der sonst der Völkerkunde nicht so fremd gegenüberstehende Autor zu seinen Schlüssen gekommen ist.

Er teilt zunächst den oft geltend gemachten Standpunkt, dass bei den Naturvölkern (insbesondere den Sammlern und niederer Jägern) der Kampf ums Dasein in der Regel einen derartigen Grad von Härte erreiche, dass damit jede Möglichkeit zur Betätigung anderer als rein egoistischer Regungen ausgeschlossen sei. Darum ist auch nach seiner Ansicht die ganze wirtschaftliche Tätigkeit auf dieser Stufe lediglich eine Sorge für die eigene Person, d. h. wir hätten es hier mit einer rein *individuellen Nahrungsbeschaffung* zu tun.

Schon mit dieser Voraussetzung stimmen nun aber nach neueren Befunden die ethnographischen Tatsachen schlecht überein. Wir finden nämlich nirgends ein Naturvolk, bei dem eine derartige Ernährungsform nachweisbar wäre. Selbst die niedersten der hier in Betracht fallenden Stämme, wie die Australier, die Buschmänner, die afrikanischen Zwergvölker, die Feuerländer usw., zeigen alle jenen charakteristischen Zustand, dass der Mann in der Hauptsache Jäger ist, während die Frau der Sammeltätigkeit obliegt. Ganz entgegen der Annahme von Bücher begegnen wir also schon hier hinsichtlich der Nahrungsgewinnung einer regulären *Arbeits-*

teilung zwischen den beiden Geschlechtern, mit der natürlich auch ein gegenseitiger Austausch der jeweiligen Produkte Hand in Hand geht.

Was sodann die sogenannten *urzeitlichen* Ernährungsverhältnisse anbetrifft, die natürlich auch Bücher nur noch auf dem Wege der Hypothese zu erschliessen vermag, so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass auch diese kaum wesentlich verschieden von den eben geschilderten Zuständen gewesen sein dürften. Sobald wir uns nämlich hinlänglich vor Augen führen, wie ungewöhnlich lange und ausgiebig die menschliche Mutter ihren Pflegepflichten obzuliegen hat und wie empfindlich sie während dieser Zeit in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit beeinträchtigt ist, so kommen wir ganz von selbst zu dem Schlusse, dass das männliche Wesen das weibliche schon von den ersten Anfängen an in der Nahrungsbeschaffung unterstützt haben muss. — Es fehlt somit den Spekulationen Büchers über einen wirtschaftlichen Anfangszustand mit rein individueller Nahrungsfürsorge so ziemlich an allen wünschenswerten Grundlagen, womit auch die aus ihnen abgeleiteten psychologischen und soziologischen Befunde als blosse Konstruktionen gekennzeichnet sind.

Bücher glaubt nun aber, wie das obige Zitat zeigt, den „grenzenlosen Egoismus und die notorische Herzenshärte“ des Naturmenschen noch viel direkter aus den Tatsachen der *Kinder-, Alten- und Krankentötung* ableiten zu können. Diese Sitten sind uns bekanntlich von vielen Naturvölkern überliefert und muten uns in der Tat als äusserst grausam an. Ob wir aber deswegen schon ein Recht dazu haben, ihr Vorkommen ohne weiteres mit Roheit und Mangel an Kinder- und Elternliebe in Verbindung zu bringen, ist wieder eine andere Frage. Einmal steht fest, dass wir es in allen diesen drei Fällen nicht mit individuellen Verhaltungsweisen, sondern mit festen Formen oder *Sitten* zu tun haben, von welchen aus Rückschlüsse auf das Seelenleben erfahrungsgemäss nur mit der allergrössten Vorsicht gezogen werden können. Hier kommt nämlich in Betracht, dass eine Sitte immer schon ein sehr kompliziertes Gebilde darstellt und meist derart von der Gewohnheit und Ueberlieferung abhängig ist, dass im einzelnen Falle ihrer Ausübung gar kein entsprechender Bewusstseinsinhalt mehr vorhanden zu sein braucht.

Ueber derartige Bedenken setzen sich nun allerdings viele Autoren, die uns fremde Sitten und Gewohnheiten begreiflich machen wollen, mit der grössten Kühnheit hinweg. Sie wollen alle Erscheinungen im Völkerleben nur von unserem eigenen begrenzten Standpunkt aus beurteilen und verfallen dabei auf Schritt und Tritt in den Fehler, dass sie dem primitiveren Denken und Handeln ganz irrige Motive unterschieben und damit Anlass zu allerlei falschen Vorstellungen über die seelische Verfassung des Menschen auf tieferen Stufen geben.

Dass man nun kaum auf etwas anderes hinauskommt, wenn man aus den Sitten der Kinder-, Alten- und Krankentötung kurzerhand auf eine entsprechend rohe und hartherzige Gesinnung schliessen will, soll im Folgenden

noch etwas näher ausgeführt werden, weil es sich dabei um ganz besonders typische Fälle solcher viel zu geradliniger Schlussfolgerungen handelt.

Bezüglich der *Kindertötung* ist zunächst darauf hinzuweisen, dass es sich meist nicht um eine solche in ihrem allgemeinen Sinne handelt, sondern lediglich um eine Tötung von *Neugeborenen*. Aber auch in dieser abgeschwächten Form kommt sie noch lange nicht bei allen Naturvölkern vor, und wo sie bezeugt ist, können ihr wieder ganz verschiedene Ursachen zugrunde liegen.

Bei unstet lebenden Völkern, wie Australiern, Buschmännern, Eskimo etc., hat man wohl im allgemeinen mit Recht den Grund zu den häufig bei ihnen erwähnten Kindermorden in den ausserordentlich erschweren Daseinsbedingungen gesehen. Das fortwährende Herumziehen, die enorme Arbeitslast, die auf der Frau ruht, und die häufigen wirtschaftlichen Notstände sind alles Momente, die schon von Natur wegen die Belastung mit einer zahlreichen Nachkommenschaft ausschliessen. Es gibt daher nichts Verkehrteres, als der hier praktizierten „Bevölkerungspolitik“ gegenüber den moralischen Standpunkt herauszukehren und schlechtweg von Egoismus und Herzlosigkeit zu sprechen. Die Beseitigung des unerwünschten Zuwachses geschieht hier doch niemals im Affekte oder aus niedrigen Antrieben heraus, sondern stets gemäss eines alten festen Herkommens, das von der gesamten Gruppe gebilligt wird und das einfach aus biologischen Notwendigkeiten heraus entstanden ist. — Wie sehr sich übrigens die Unterdrückung von Neugeborenen mit einer geradezu affenartigen Liebe zu den Kindern verträgt, werden wir aus dem Folgenden noch zur Genüge ersehen.

Neben ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen kommen nun aber, wie bereits erwähnt, für die Kindertötung auch noch ganz andere Motive in Betracht, bei denen ein Rückschluss auf gewisse moralische Defekte noch viel gewagter erschiene. Hier fällt vor allem ein gewisser Zusammenhang mit der *Ernährung* der Kinder in Betracht. Nach neueren Befunden müssen wir bei Primitiven allgemein mit einer viel längeren Laktationsperiode rechnen, als sie je bei uns üblich war. Bei den Australiern beträgt sie, wie erst kürzlich Malinowski<sup>1)</sup> dargetan hat, im Durchschnitt 3—5 Jahre. Ähnliches ist uns in letzter Zeit wiederholt von südamerikanischen Indianerstämmen berichtet worden. In einer ganz rezenten Quelle heisst es z. B. von den Karajá im zentralen Brasilien<sup>2)</sup>: „Gestillt wird das Kind mehrere Jahre lang, und selbst Kinder von 5—6 Jahren laufen noch zu ihrer Mutter, um ihren Hunger zu stillen.“ Geradezu erstaunlich aber lauten die Angaben, die wir in diesem Punkte über die Eskimo besitzen. In dem populären Buche von Nansen<sup>3)</sup> findet sich z. B. folgender Passus: „Die

<sup>1)</sup> Malinowski, The family among the australian aborigines, S. 235. (London 1913).

<sup>2)</sup> Fritz Krause, In den Wildnissen Brasiliens, S. 328. (Leipzig 1911).

<sup>3)</sup> Nansen, Eskimoleben, S. 128. (Neue illustr. Ausgabe, Berlin 1911).

grönländischen Kinder werden sehr lange gesäugt. Drei bis vier Jahre lang ist nichts Ungewöhnliches, doch habe ich auch Beispiele von 10—12 Jahren gehört.“

Obwohl es nun nach den Zusammenstellungen von Ploss<sup>1)</sup> den Eindruck erwecken könnte, als ob die Verwendung der sogenannten künstlichen Nahrung, sei es als Ersatz für die Muttermilch oder als blosse Beigabe zu dieser, universelle Verbreitung hätte, scheinen doch bei einer ganzen Reihe von Völkern derartige Surrogate unbekannt zu sein und nicht in Gebrauch zu stehen. Wir finden wenigstens wiederholt in ganz zuverlässigen Quellen von Seiten der Eingeborenen den Kindermord damit motiviert, man könne doch nicht zur gleichen Zeit *zwei* Kinder nebeneinander säugen. Das würde heissen, dass Neugeborene in vielen Fällen einfach deshalb der Tötung verfallen, weil sie während der Laktationsperiode geboren werden, also zu einer Zeit, wo ein anderes älteres Kind noch nicht entwöhnt ist, so dass die vorhandene natürliche Nahrung mangels eines geeigneten Ersatzes nicht für beide Sprösslinge ausreichen würde. — Dem nämlichen Schicksal verfallen hier selbstverständlich auch alle diejenigen Säuglinge, deren Mütter bei der Geburt oder im Laufe der Stillzeit mit Tod abgehen.

Derartige Gebräuche mögen, gemessen an unserer Kultur, gewiss als äusserst grausam und erbarmungslos erscheinen; trotzdem besteht kein Grund dafür, sie auf eine Art moralischer Minderwertigkeit zurückzuführen. Man entledigt sich auch hier des unwillkommenen Nachwuchses nicht aus Bequemlichkeit, Selbstsucht oder gar aus Mordlust, sondern man handelt wiederum unter dem Drucke harter Lebensnotwendigkeiten und in Ueber-einstimmung mit allgemein anerkannten Sitten.

Im ferneren sei sodann auf die nicht seltenen Fälle hingewiesen, wo, gleichfalls altem Herkommen gemäss, schwächliche und missgestaltete Neugeborene ausgesetzt oder, was das nämliche bedeutet, getötet werden. Dass auch dieses Verhalten nichts mit Mangel an Mutterliebe oder Scheu vor den Mühen der Pflege zu tun hat, geht deutlich aus vielen Quellen hervor, wo wir wiederholt aus dem Munde der Eingeborenen selbst der durchaus richtigen Argumentation begegnen, dass derartige Wesen dem Kampf mit einer erbarmungslosen Natur doch nicht gewachsen wären. Nansen bemerkt daher mit Recht im Anschluss an seine Mitteilungen über die Kindertötungen bei den Eskimo: „So grausam dies den Ohren vieler europäischer Mütter auch klingen mag, so geschieht es ja doch aus Mitleid, und es lässt sich nicht leugnen, dass es vernünftig ist; denn lebt man unter so harten Lebensbedingungen wie die Grönländer, so ist es geboten, einen Sprössling, der nie etwas leisten, sondern immer auf Kosten anderer leben wird, überhaupt nicht aufzuziehen.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Bd. 1, Kap. XXV. (Leipzig 1911).

<sup>2)</sup> Nansen, Eskimoleben, S. 128.

Schliesslich sei auch noch jener selteneren Fälle Erwähnung getan, wo *Zwillinge* oder unter sonstigen abnormen Umständen geborene Kinder der Tötung verfallen. Dass wir hier, wo in der Regel noch abergläubische oder religiöse Motive mitspielen, erst recht keinen Anlass haben, auf Gesinnungsdefekte zu schliessen, liegt wohl ohne weiteres auf der Hand.

Kommen wir nun zu den Sitten der *Alten- und Krankentötung*, so zeigt sich auch hier, dass man mit dem Schlusse auf eine rohe und herzlose Gesinnung nicht zu voreilig sein darf.

Einmal steht heute unzweifelhaft fest, dass diese Sitten bei den Naturvölkern lange nicht so allgemein verbreitet sind, wie man früher angenommen hat. Die Altentötung z. B. ist für die Australier nur in einer einzigen älteren Quelle bezeugt, während sie bei den neueren zuverlässigen Autoren nicht erwähnt ist. Dafür sind die Berichte über eine fürsorgliche und liebevolle Behandlung von alten und kranken Personen um so zahlreicher. Sogar Blinde und Lahme werden bei Australiern, Südamerikanern und andern unstet lebenden Stämmen mitgeschleppt und durch Pflege und Hilfe weiter am Leben erhalten. Wo daher Alten- und Krankentötung dennoch vorkommen, können sie nur die Folge ungewöhnlich harter Druckwirkungen sein. Eylmann bestätigt denn auch von den Australiern, dass sie auf ihren Wanderungen die erblindeten Alten nur dann ihrem Schicksal überlassen, wenn die Not so hoch gestiegen sei, dass selbst die Gesunden kaum ihr Leben zu fristen vermöchten<sup>1)</sup>. Ähnliches wird von den Eskimo berichtet. Und wo man hoffnungslos Kranke vor der Zeit aufgibt, geschieht es sicher in den meisten Fällen nur deshalb, weil man nicht weiss, was man mit ihnen anfangen soll, oder weil sie auf die Dauer durch die erforderliche Pflege zu lästig werden.

Interessant ist in diesem Zusammenhange noch die wiederholt erwähnte Tatsache, dass hilflose alte Personen oft mit ihrer Beseitigung einverstanden sind oder direkt wünschen, dass ihrem Leben ein Ende gemacht werde. Man wird auch dieses Verhalten am besten aus der Not des Lebens erklären: bei herumziehenden Stämmen mit ohnehin harten Existenzbedingungen ist das Leben für die Alten schwer; sie können nicht mehr mitkommen, werden das Opfer von allerlei Leiden und Krankheiten und vertragen wohl auch die rohe Nahrung nicht mehr gut.

Wir kommen also zu dem Schlusse, dass weder der Kindermord, noch die Alten- und Krankentötung diejenigen Schlüsse auf das Seelenleben rechtfertigen, die das populäre Denken auf einem viel zu direkten Wege aus ihnen zu ziehen geneigt ist. Alle drei Verhaltensweisen sind doch schliesslich mehr als Ausnahmen zu betrachten, die, sofern keine Degeneration vorliegt, auch nur unter dem Drucke besonders harter Lebensnotwendigkeiten in Erscheinung treten. Neben ihnen ist ein entschieden altruistisches Verhalten, das sich sowohl in zärtlicher Eltern- und Kinder-

<sup>1)</sup> Eylmann, *Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien*, S. 438. (Berlin 1908).

liebe, als auch in der Bereitwilligkeit zur Hilfe in Not und Krankheit äusserst, durchaus als die Regel anzusehen.

Eines dürfen wir hiebei allerdings nicht ausser Acht lassen, und damit berühren wir bereits einen sehr wichtigen Punkt unserer Betrachtung: der hier betätigte Altruismus, betreffe er das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, oder dasjenige zu Alten und Kranken, hat die Eigenschaft einer viel grösseren *Instinktnähe* als bei uns. Dass der Mensch auf allen Stufen eine angeborene Neigung dafür zeigt, den Schwachen und Hilfsbedürftigen zu stützen, ist eine längst gesicherte Erkenntnis. Die Psychologie spricht denn auch in treffender Weise von einem *Hilfstrieb* oder *Pflegeinstinkt*, wie er uns namentlich in der Form des Mutterinstinktes bekannt ist. Während nun aber derartige unmittelbare Anlagen der Menschheit durch eine lange Kultur eine gewisse Entwicklung und Veredlung erfahren, bleiben sie bei den Naturvölkern mehr auf der Stufe des Triebhaften oder Instinktmässigen stehen und halten sich so in viel grösserer Nähe zu entsprechenden Dispositionen, wie sie uns zum Teil schon bei höher entwickelten Tieren begegnen

In welcher Weise nun aber dieser Tatbestand im altruistischen Verhalten der Naturvölker, wenigstens so weit er das Verhältnis zwischen Alten und Jungen betrifft, zum Ausdruck gelangt, ergibt sich wohl besser aus den einschlägigen Materialien, weshalb hier der Diskussion dieses wichtigen Punktes nicht weiter vorgegriffen werden soll.

Wir wollen unsere einleitende Orientierung damit zum Abschluss bringen, dass wir noch kurz die über unseren Gegenstand bereits vorliegende *Literatur* berühren und das *Ziel* und die *Grenzen* der hier angestrebten Untersuchung etwas genauer bestimmen.

Was zunächst die einschlägige Literatur anbetrifft, so hält uns dieselbe nicht lange auf. Das Thema ist bis jetzt sowohl in der Erforschung, als in der Bearbeitung stark vernachlässigt geblieben. Von grösserer Bedeutung sind hier eigentlich nur die Arbeiten des bekannten Leidener Soziologen S. R. Steinmetz, die aber heute auch schon an die dreissig Jahre zurückliegen. Dieser Forscher hat zuerst im Jahre 1894 im Zusammenhang mit einer Untersuchung über die Entstehung der Strafe unser Problem berührt<sup>1)</sup>. Häufiger zitiert wird jedoch sein Aufsatz in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft vom Jahre 1898, wo er mit teilweise neuen Materialien seine früheren Befunde zu stützen versucht<sup>2)</sup>. In beiden Studien beschränkt sich die Untersuchung in der Hauptsache auf diejenige Seite der Erziehung, die wir als die Zucht oder Disziplinierung bezeichnen. Hier glaubt Steinmetz gewisse entwicklungsgeschichtliche Stufen festgestellt zu haben, von denen später noch mehr die Rede sein soll.

<sup>1)</sup> Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe, 2 Bde.

<sup>2)</sup> „Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bei den Naturvölkern“, a. a. O., S. 607—631.

Wenige Jahre jünger ist eine Studie Paul Barths über „Die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung“, die in der Einleitung auch die kulturärmeren Völker berührt<sup>1)</sup>. Dass aber in einer derart weitgespannten Untersuchung für unsern Gegenstand nur sehr Spärliches abfallen konnte, liegt auf der Hand. Zudem beschränkt sich Barth in der Hauptsache auf eine Wiederholung der bereits von Steinmetz zu Tage geförderten Resultate.

Grössere Bedeutung kommt dagegen einer neueren, allerdings nur beiläufigen Behandlung unseres Themas mit der Beschränkung auf das so wichtige Naturvölk der Australier zu. Es betrifft dies die ausgezeichnete Studie von B. Malinowski über die australische Familie, in der in einem besonderen Kapitel das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern dargetan ist, wobei natürlich auch die Tatsachen der Erziehung berührt werden<sup>2)</sup>.

Das meiste, was sonst noch etwa unter der Flagge „Erziehung bei den Naturvölkern“ segelt, ist sehr leichte Ware und hält schon in der Auswahl der Materialien neueren Anforderungen nicht mehr stand. Das letztere gilt leider auch von dem grossen zweibändigen Sammelwerke „Das Kind in Sitte und Brauch der Völker“ von Ploss, in dem Daten und Zeugnisse aus allen Zeiten und von allen Qualitäten ohne jegliche kritische Sonderung nebeneinander verwertet werden, so dass man manchmal wirklich den Eindruck bekommen könnte, dass die Ethnologie, wie Karl Bücher einmal sagt, nichts weiteres als „eine grosse Rumpelkammer voll von einer ungeheuren Masse disparater Einzeltatsachen“ wäre. Um hier gerecht zu bleiben, darf allerdings nicht verschwiegen werden, dass die Forderung nach einer streng kritischen Wägung und Sichtung der Materialien und einer scharfen Trennung von Beobachtung und Verarbeitung in der allgemeinen oder vergleichenden Völkerkunde noch recht jugendlichen Datums ist, so dass es im allgemeinen noch verhältnismässig wenige Arbeiten gibt, die dem neuesten Stande dieser Disziplin zu genügen vermögen.

Was nun letzten Endes noch die besonderen Ziele und Grenzen der im Nachstehenden angestrebten Untersuchung anbetrifft, so kann es sich schon aus rein äusserlichen Gründen um keine erschöpfende Darstellung des Themas handeln. Dazu reichen nämlich die uns bis heute zur Verfügung stehenden Materialien in keiner Weise aus. Die älteren Quellen fliessen auf diesem Gebiete zumeist nur äusserst spärlich und sind zudem nur mit der grössten Vorsicht zu gebrauchen. Aber auch noch bei unseren guten neueren Autoren sind ausführliche Berichte über die Kinderbehandlung und Erziehung mehr Seltenheiten. Einigermassen ausreichend sind wir hier nur über einen relativ kleinen Kreis von Naturvölkern orientiert. Hieher gehören vor allem die Australier, Melanesier, südamerikanischen Indianer und einige Randvölker, wie die Wedda, Eskimo etc., im

<sup>1)</sup> Vierteljahresschrift für wissensch. Philosophie und Soziologie, Bd. 27.

<sup>2)</sup> Zitiert auf Seite 56.

allgemeinen also gerade diejenigen Primitiven, die sich in verschiedener Hinsicht durch eine auffallende Kulturarmut auszeichnen und die z. B. nach der sozialen Seite hin deutlich durch ihre ausgesprochen *demokratisch-genossenschaftlichen* Zustände bei einem erst keimhaften politischen Leben charakterisiert sind. Ihr Gegenstück haben sie in den Völkern Ostafrikas, Mikronesiens und Polynesiens, die zum Teil schon eine typisch ständische Gesellschaftsordnung aufweisen und in festgegründeten, zumeist aristokratisch-despotisch organisierten Staatswesen leben. Ob und in welcher Weise nun aber hier in Verbindung mit dem Klassenwesen und der herrschaftlichen Organisation des staatlichen Lebens auch die Erziehung und Behandlung der Jugend andere Formen annimmt, ist im allgemeinen noch viel zu wenig klar ersichtlich. Gerade hier versagen die Quellen noch in einer sehr fatalen Weise, und daher wird uns, wenn wir die solide Basis eines möglichst einwandfreien Datenmaterials nicht preisgeben wollen, kaum etwas anderes übrig bleiben, als die Betrachtung auf jenen erstgenannten Kreis von Völkern mit genossenschaftlicher Struktur des Staats- und Gesellschaftslebens zu beschränken.

Dafür wollen wir dann aber in *inhaltlicher* Beziehung den Rahmen der Untersuchung etwas weiter spannen, als es in allen einschlägigen Arbeiten bis anhin der Fall gewesen ist. Wie schon oben erwähnt, beschränkt sich bei Steinmetz die Behandlung in der Hauptsache auf die blosse Disziplinierung der primitiven Jugend. Damit wollen wir uns hier aber auf keinen Fall begnügen, sondern die Betrachtung auch noch auf jene andere nicht minder bedeutsame Seite der Erziehung ausdehnen, die die Beibringung von allerlei lebenswichtigen Kenntnissen und Fertigkeiten umfasst und die man in der Pädagogik im Unterschiede zur „Zucht“ als den „Unterricht“ oder das Lernen bezeichnet.

Schliesslich sei noch zur allgemeinen Orientierung bemerkt, dass der eigentliche Zweck dieser Studie nicht etwa bloss darin bestehen soll, ein möglichst umfangreiches Tatsachenmaterial über unsern Gegenstand zusammenzutragen und dieses auf den Leser wirken zu lassen, sondern die tiefere Absicht geht vielmehr dahin, an Hand eines eher beschränkten, aber dafür um so zuverlässigeren Bestandes von Daten vor allem die *psychologische* und *soziologische* Seite der primitiven Erziehung voll zu erfassen und zu würdigen.

## II.

Treten wir nun näher an unser Thema heran, so ist zunächst hinsichtlich der *Dauer* der erzieherischen Beeinflussung der Jugend zwischen uns und den Naturvölkern ein sehr bedeutsamer Unterschied zu konstatieren. Bei uns ist bekanntlich für das Gros der Bevölkerung eine systematische Erziehung der Jugend bis zum zurückgelegten 14. Altersjahr gesetzlich normiert. Für die oberen Schichten reicht sie allerdings noch beträchtlich weiter, und im allgemeinen wird bei uns eine Emanzipation

von der Obhut der Eltern und Erzieherpersönlichkeiten vor dem 16.—18. Lebensjahre kaum eintreten. Ganz anders bei den viel kurzlebigeren Naturvölkern. Hier erreicht die Erziehung ihre obere Grenze weit früher und zwar im allgemeinen schon mit der geschlechtlichen Reife, die im Durchschnitt mit dem 10.—14. Lebensjahre einsetzt. Die Erziehung umfasst hier also nur die unteren und mittleren Jahre der Jugend. Es muss hier aber gleich bemerkt werden, dass wir dabei lediglich die elterliche oder *häusliche* Erziehung im Auge haben. Dieser schliesst sich nämlich bei den meisten Naturvölkern noch eine Art öffentlicher Erziehung ausserhalb der elterlichen Umgebung an, die allerdings in der Regel auf einen verhältnismässig kurzen Zeitraum zusammengedrängt ist und in der Hauptsache nur der *männlichen* Jugend zuteil wird<sup>1)</sup>). Ueber diese Institution ist man erst in der allerjüngsten Zeit zu grösserer Klarheit gelangt. Die Quellen sprachen früher nur von den sogenannten Initiationen oder Knabenweihen mit ihren öffentlichen Prüfungen und Schaustellungen. Wir wissen aber heute, dass diese eigentlich nur den Abschluss, gewissermassen das Examen einer Art *Geheimschulung* der jungen Burschen durch die Stammesältesten darstellen. Wenn wir einen Vergleich mit entsprechenden Verhältnissen bei uns überhaupt wagen können, so dürfte man noch am ehesten von einer *Internats*- Erziehung sprechen.

Da dieses Internat der Jungburschen nun aber etwas total Verschiedenes von der blossen häuslichen oder elterlichen Erziehung ist, wollen wir es auch gesondert von dieser behandeln. Ich führe also dementsprechend die Betrachtung getrennt durch und spreche im Folgenden zunächst ausschliesslich von der ersten oder häuslichen Periode der Erziehung, die beide Geschlechter gleichmässig umfasst. Dabei kommt gleichzeitig noch eine andere bedeutsame Unterscheidung in Betracht. Wir stellten schon oben der Zucht oder Disziplinierung eine sog. Lernseite der Erziehung gegenüber. Halten wir nun an dieser Unterscheidung auch hier fest, so ist damit unsere Disposition für dieses Kapitel gegeben: wir behandeln zunächst die „Zucht“ in der primitiven häuslichen Erziehung und gehen erst nachher und gesondert auf das kindliche „Lernen“ dieser ersten Periode ein.

### 1. Die Zucht:

Mit der Disziplinseite der primitiven Erziehung und dem allgemeinen Tenor des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern auf tieferen Stufen hat sich, wie bereits erwähnt, schon Steinmetz ziemlich eingehend befasst. Seine Studie ist allerdings noch im älteren Sinne „allumfassend“, und die Materialien sind nicht kritisch gesichtet. Es lohnt sich vielleicht aber doch, einen Augenblick näher auf seine Befunde einzutreten.

In seinem Aufsatz vom Jahre 1898 in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft hat er nahezu das gesamte damals zur Verfügung stehende Datenmaterial zusammengetragen und gleich auch den sicherlich etwas

<sup>1)</sup> Die Mädchen werden gewöhnlich mit der Reife verheiratet.

verfrühten Versuch gewagt, es *entwicklungsgeschichtlich* zu gruppieren, wobei er folgende vier *Stufen* unterscheidet:

a) Die Stufe der *Verwöhnung*. Von einer eigentlichen erzieherischen Einwirkung durch besondere Gewöhnungs- und Zuchtmittel kann noch nicht die Rede sein. Man lässt den Kindern in allem den Willen und verhätschelt und verwöhnt sie in unerhörter Weise. Die Quellen sprechen mitunter von einer wahren „Affenliebe“, die sie besonders den Müttern zuschreiben; aber auch die Väter lieben ihre Kinder zärtlich und ertragen willig ihre Unarten und kleinen Tyranneien. Gelegentlich wird als Beweggrund angegeben, man dürfe die Kinder nicht kasteien und allzuhäufig zurechtweisen, weil sie sonst furchtsame und schlechte Jäger würden. — Bezeugt ist der Typus: bei Australiern, Melanesiern, Ainos, Eskimos, Feuerländern und vielen Indianern, im allgemeinen also gerade bei den primitivsten Sammler- und Jägerstämmen.

b) Die Stufe der *beginnenden Zucht*. Man wirkt bereits mit leisen Strafen, doch sind diese mehr moralischer Natur, und die Körperstrafe bleibt verpönt. Für gewöhnlich begnügt man sich mit einem Appell ans Ehrgefühl, einem vorübergehenden Meiden, einem bösen Blick oder Wort, in schlimmeren Fällen auch mit einer religiösen Drohung (Geisterschreckung). — Was die Verbreitung anbetrifft, kehren hier ungefähr dieselben Völker und Wirtschaftstypen wieder: neben Sammlern niedere Hackbauern und reine Jäger (namentlich Nordamerika). Ein eigentlicher Unterschied gegenüber der ersten Stufe ist vielfach kaum wahrnehmbar. Jedenfalls besteht auch hier das Hauptcharakteristikum in einer ausserordentlichen *Milde*, gepaart mit zärtlichster Liebe und rücksichtsvollster Behandlung.

c) Die Stufe der *strengen Zucht*. Hier sind Schimpfen und Prügeln häufiger, obwohl anderseits auch von Liebe die Rede ist. Steinmetz vermag hier jedoch interessanterweise nur verhältnismässig wenige Beispiele namhaft zu machen, und in einigen Fällen handelt es sich dabei noch um mehr oder weniger offensichtige Uebertreibungen der betreffenden Autoren. — Das Material stammt zumteil von hochstehenden nordamerikanischen Stämmen, anderseits von Kaukasusvölkern, die schon mehr der Halbkultur angehören, endlich von den Battak und Basuto, die auch schon höhere Wirtschaftsformen praktizieren.

d) Die Stufe der *Vernachlässigung*. Die Eltern legen eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber den Kindern an den Tag. Sie schenken ihnen wenig Liebe und Teilnahme und überlassen sie in der Regel sich selbst. — Die Beispiele sind wiederum sehr wenig zahlreich, und wahrscheinlich gehören nicht einmal alle hieher. Verschiedentlich ist nämlich weniger von Vernachlässigung, als von grosser Freiheit und Ungebundenheit die Rede, was wir auch schon auf der Stufe der „Verwöhnung“ vorfinden. Vertreten sind hier nahezu sämtliche Wirtschaftstypen, insbesondere aber die sehr kriegerischen ostafrikanischen Viehzüchter. Gerade die Berichte über die

letzteren sind aber ausserordentlich fragmentarisch und daher nicht sehr zuverlässig.

Dies wären im Resumé die *vier* Typen primitiver Erziehung, die Steinmetz aus den ihm zur Verfügung stehenden Daten herausgearbeitet hat und von denen er leise hofft, dass sie auch eine zeitliche oder kulturgeschichtliche Abfolge im Sinne von *durchgehenden* Stufen darstellen. Mehr wie eine vage Vermutung äussert er nach dieser Seite hin allerdings nicht, und er tut gut daran; denn die Aufstellung allgemein gültiger Entwicklungsstufen für die einzelnen Kulturgüter ist inzwischen in der neueren Ethnologie stark in Misskredit geraten. Sie erweisen sich nachträglich meist als vorzeitige Verengungen der gestellten Probleme und vermögen einer vertieften Forschung in der Regel nicht standzuhalten. So ist es nicht nur mit der alten „Dreistufen-Theorie“ in der Wirtschaftshistorie (Jagd, Viehzucht, Ackerbau), sondern auch mit dem bekannten Schema Morgan's in der Geschichte der menschlichen Familie (Promiskuität, Gruppenehe, Matriarchat, Patriarchat) gewesen. Zieht man nun noch in Betracht, dass das Gebiet der primitiven Erziehung, wie überhaupt die gesamten sozialen Verhältnisse der Naturvölker, noch sehr unzureichend erforscht ist, so wird man hier gegen jeden eilfertigen Versuch zur Fixierung von allgemeinen Entwicklungsreihen noch viel skeptischer sein müssen als bei andern besser erforschten Kulturgütern. Ist hier doch heute noch die Situation so, dass wir nicht einmal mit Bestimmtheit sagen können, ob und nach welcher Richtung hin sich die Kinderbehandlung und -Erziehung bei jenen Völkern ändert, die von der uralten genossenschaftlich-demokratischen Gesellschafts- und Staatsform zum Typus des herrschaftlichen Régimes fortgeschritten sind. Nur eines haben die Versuche von Steinmetz unzweideutig dargetan, und darin liegt eigentlich auch ihr wahres Verdienst, nämlich dass die Erziehung wider alle Erwartung gerade auf den untersten Stufen menschlicher Kultur die denkbar mildeste, ja geradezu eine idyllische ist und dabei dennoch, wie wir bald sehen werden, voll und ganz ihren Zweck erreicht. Dies hat Steinmetz noch in einer zahlenmässigen Uebersicht über die von ihm behandelten 100 Zeugnisse ganz besonders zum Ausdruck gebracht. Seine Daten beziehen sich nämlich auf seine vier Erziehungstypen wie folgt:

a	b	c	d
46	30	12	12

Nun wird man allerdings auch einer derartigen Statistik, insbesondere weil eine kritische Wägung der einzelnen Zeugnisse fehlt, keinen übermässigen Wert beimessen dürfen. Einen gewissen rohen Anhalt wird sie aber immerhin ergeben, und der geht nun doch offensichtig dahin, dass die Hauptrichtung in der Linie der beiden Typen a und b verläuft, d. h. dass Verwöhnung und zarte Schonung weitaus überwiegen und Härte und Vernachlässigung nur als Ausnahmen gelten können.

Zur Bekräftigung und Erhärtung dieses Resultates will ich nun aber hier noch einen Schritt weiter gehen und an Stelle der von Steinmetz benutzten ausschliesslich älteren und daher häufig nicht ganz einwandfreien Proben aus guten *neuen* Quellen eine Anzahl von Detailschilderungen über die Kinderbehandlung auf tieferen Stufen geben. Ich beschränke mich dabei aber ausdrücklich auf die sog. *häusliche* Periode der Erziehung und extensiv auf den Kreis der „demokratisch“ organisierten Völkerschaften mit mangelnden Klassengegensätzen und schwacher politischer Organisation. Anspruch auf Vollständigkeit macht diese Datenserie allerdings nicht. Ich lasse überhaupt nur wenige, aber dafür erstklassige Quellen sprechen.

In der schon erwähnten ausgezeichneten Studie Malinowski's über „die Familie bei den *Australiern*“ kommt der Autor hinsichtlich der Kinderbehandlung zu folgenden allgemeinen Resultaten:

„Es steht völlig ausser Frage, dass das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ein ausserordentlich liebevolles und zärtliches ist. Das wird in den Quellen zum Teil in sehr emphatischer Weise zum Ausdruck gebracht. So heisst es z. B., dass die Kinder der Stolz und die Freude der Eltern bedeuten, dass grosse Kinderliebe eine der hervorstechendsten Eigenarten des Eingeborenen wäre etc. Häufig wird betont, dass eine liebevolle und aufmerksame Behandlung der Kinder auch der beste Weg zum Herzen der Alten sei . . . Sind die Kinder krank, so werden sie von den Eltern aufs sorgfältigste gepflegt und behütet. Die Eltern fertigen den Kindern auch Puppen an, ebenso wachen sie ängstlich darauf, was die Kleinen essen. Stirbt ein Kind, so ist der Schmerz der Eltern allgemein ein grosser, wofür auch die uns zwar etwas barbarisch anmutende Sitte sprechen mag, dass man ein totes Kind gelegentlich sogar noch auf den Wanderungen mitschleppt. Beim Wiedersehen nach längerer Abwesenheit legen die Eltern grosse Freude und Zärtlichkeit an den Tag . . . All dies gilt sowohl von den Vätern als den Müttern, obwohl im allgemeinen schon zufolge des häufigeren täglichen Zusammenseins das Band zur Mutter ein etwas engeres sein mag. Von einer Bevorzugung der männlichen Nachkommen den weiblichen gegenüber kann eigentlich kaum die Rede sein . . .“

Dieser grossen Zärtlichkeit und Liebe entspricht nun auch die ganz ungewöhnlich *milde* Behandlung. Wo nur irgendwie davon die Rede ist, heisst es, dass die Eingeborenen ihre Kinder mit der denkbar grössten Güte und Nachsicht behandeln, sie niemals schlagen und ihnen eigentlich stets ihren Willen lassen. Dabei wird ausdrücklich betont, dass dieses milde Regime keineswegs etwa auf das Konto blosscher Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit den Kindern gegenüber gesetzt werden könne, sondern dass es rein affektiver Natur sei und einzig und allein aus der eigentlichen Verliebtheit der Eltern in ihre Kinder und der daraus resultierenden Schwäche gegen sie erklärt werden müsse . . .<sup>1)</sup>). Trotz der fehlenden Strenge sind

<sup>1)</sup> a. a. O., S. 249 flg.

aber die australischen Kinder nicht halb so unerzogen, wie man es eigentlich erwarten müsste. Oft genügt schon ein einziges Wort, um sie im Zaume zu halten, und im allgemeinen scheinen sie schon von Natur aus den Eltern und Erwachsenen den nötigen Respekt nicht zu versagen . . .“<sup>1)</sup>

Von Einzelzeugnissen füge ich hier nur noch ein solches von Eymann über die Südaustralier an, zumal es ein sehr sprechendes Bild von der Mutterliebe der Australierin gibt, von Malinowski aber übersehen worden ist. Eymann schreibt:

„Verschiedentlich ist behauptet worden, bei der australischen Rasse verknüpfe kein Band der Liebe und Zuneigung die Familienglieder miteinander. Eine derartige Behauptung entspricht keineswegs der Wahrheit und kann nur von Leuten aufgestellt werden, die unsere Australier höchstens ganz oberflächlich kennen.

Die Lubra (australische Frau) pflegt mit ganzer Seele an ihren Kindern zu hängen und ist unter Umständen sogar bereit, für sie die grössten Opfer zu bringen. Zwei Beispiele mögen zur Erläuterung dienen! Auf einem Ausfluge, den ich mit einem Buschmann und einigen boys in eine wenig bekannte Gegend von der Sterling-Station aus machte, hatte sich uns ein fünf- bis sechsjähriger Knabe angeschlossen. Als wir nach etwa vier Wochen zu der Station zurückkehrten, lief die Mutter auf ihr Kind zu, umschlang es mit den Armen und presste es fest an die Brust. Dann hockte sie nieder und streichelte es überaus zärtlich. Ich erinnere mich nicht, dass ich aus den Augen einer weissen Mutter je so viel Liebe und Freude habe hervorleuchten sehen, wie aus denen dieses armseligen dünnen, schmutzigen Weibes bei der wohlbehaltenen Rückkehr ihres Kindes:

Während meines Aufenthaltes im Innern der Kolonie wurde ein alter Engländer, der sich Steel nannte, auf dem Gebiete der Missionsstation Hermannsburg als Schäfer beschäftigt. Bei den Weissen und Eingeborenen galt er für einen wahren Eisenfresser, da er bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zu verstehen gab, dass die Eingeborenen nicht durch lauter Liebe und Güte, sondern nur durch rücksichtslose Strenge, durch Strafen an Leib und Leben „gebessert“ werden könnten. Wie mir Herr Missionar Bogner erzählte, wurde dieser Alte eines Tages auf einem Ritt nach der Station von einer Lubra, die er durch die Misshandlung ihres Sohnes auf das Höchste gereizt hatte, tatsächlich angegriffen und beinahe vom Pferde gerissen, obwohl ihr bekannt war, dass er stets einen scharf geladenen Revolver mit sich führte. Ich denke, diese Tat zeigt uns zur Genüge, wozu die Mutterliebe einer Australierin fähig ist. Aber auch die Kinder sind ihrer Mutter in Liebe zugetan und verkehren selbst dann noch in der freundlichsten Weise mit derselben, wenn sie längst erwachsen sind und selbst Kinder haben. Am Coopers Creek, in der Nähe der Missionsstation Kilalpanina, lernte ich eine blinde und ungemein hässliche Greisin

1) a. a. O., S. 240, 245.

kennen, die von ihrer schon verblühten Tochter in wahrhaft rührender Weise gepflegt wurde. Als ich die Alte eines Tages photographieren wollte, suchte die Tochter mein Vorhaben zuerst zu verhindern, da sie fürchtete, ihrer Mutter könnte durch irgend eine Zauberei mittels des Apparates Schaden zugefügt werden. Die Erlaubnis zur Aufnahme erhielt ich erst, nachdem ich ein Geschenk an Tabak und Zucker verabreicht und versprochen hatte, beide gleichzeitig zu photographieren“<sup>1)</sup>.

Schon etwas bedenklicher klingt die nachstehende Schilderung von einigen Stämmen Neu-Guineas:

„Die Erziehung der Kinder lässt bei den Eingeborenen alles zu wünschen übrig. Jede Unart dürfen die Kleinen ungestraft ausüben, Gehorsam kennen sie nicht. Beliebt es einem Kinde zu folgen, so folgt es; sonst aber hört es überhaupt nicht auf den Ruf der Eltern, oder es gibt die gewöhnliche Antwort: „Ich mag nicht.“ Die Eltern wiederholen dann mit bewundernswerter Gelassenheit: „Es mag nicht“ und tun die Arbeit selbst. Zuweilen aber drohen und schelten sie doch; und wenn auch das Geschrei der Mutter keinen Eindruck auf das Kind macht, so erschrickt es doch, wenn der Vater mit mächtiger Stimme zu brüllen beginnt. Das hilft. Aber von einer nachhaltigen Wirkung ist nichts zu spüren. Vor der Mutter ist meist von vorneherein die Achtung dahin. Kinder von 3—5 Jahren sind häufig geradezu Tyrannen ihrer Mütter. So wollen sie z. B. immer getragen sein; sie sind es so gewohnt. Zum selbständigen Gehen sind sie nicht zu bewegen. Will die Mutter das Kind nicht aufnehmen, so braucht dasselbe nur zu heulen, um seinen Zweck sicher zu erreichen. Rät man einer schwer belasteten Frau, sie solle ihr grosses Kind absetzen und selber laufen lassen, so entgegnet sie lächelnd: „Es will nicht laufen“. Drängt man sie, es dennoch auf den Boden nieder zu lassen, so fängt dasselbe natürlich sofort wütend zu schreien an. „Sagte ich's nicht, dass es nicht laufen würde“, ruft die Frau in dem Bewusstsein, dem Weissen gegenüber Recht behalten zu haben, mit triumphierendem Lächeln und nimmt das Kind wieder auf. Häufig schlagen Kinder mit einem Stock oder Holzscheit nach ihrer Mutter, ohne dass dieselbe eine Strafe dafür hätte. Sie schreit auf, schimpft, sie entreisst dem Kind das Holz und bedroht es damit, aber das ist alles. Nur in der Verbitterung, wenn der Mann sie schwer beleidigt hat, muss zuweilen das Kind daran glauben, dass die Mutter ernst machen kann. Sie schlägt dann dem Kinde die Nase blutig, oder wirft mit einem Holz oder Taroknollen nach demselben. Einst warf eine Frau auf diese Weise ihr kleines, etwa 3 Jahre altes Kind tot. Weniger tragisch ist es, wenn eine Mutter ihren wilden Rangen fasst und zornig in die Höhe hebt, mit dem Ruf: „Mond, Mond, lass uns tauschen! wirf mir doch dein braves Kind herunter, ich will dir dafür mein böses hinaufschleudern!“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Eylmann, Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien, S. 34.

<sup>2)</sup> Neuhauss, Deutsch Neu-Guinea, Bd. III, S. 30 (Berlin 1911).

Von einigen andern *melanesischen* Völkerschaften berichtet der bekannte Forschungsreisende Richard Thurnwald:

„In den ersten Jahren befinden sich alle Kinder bei der Mutter, und es kommt vor, dass dem drei- oder vierjährigen Jungen abwechselnd die Mutterbrust und die Tabakspfeife gereicht wird. Im übrigen werden die Kleinen mit Taro, den kartoffelähnlichen Knollen, gefüttert, die auch die Hauptnahrung der Alten ausmachen. Wenn die Knaben etwas herangewachsen sind, ungefähr vom fünften Lebensjahr an, schliessen sie sich mehr und mehr mit den andern Jungen des Dorfes und den Nachbarsiedelungen zusammen, sie spielen mit ihnen oder bekommen vom Vater kleine Aufträge. Der Sohn gehorcht in der Regel. Hat er aber nicht Lust, sei es, dass er müde ist, etwas anderes vor hat oder auf seinen Vater „böse ist“, so gehorcht er nicht. Der Vater wiederholt dann vielleicht den Auftrag nach einer Viertelstunde wieder. Gehorcht auch dann der Sohn nicht, mag er einen Grund angeben oder nicht, so bescheidet sich der Vater. Ich habe nie gesehen, dass ein Vater seinen Sohn prügelte, und habe nur einige Male gehört, dass ein Junge auf seinen Vater „böse“ war, weil er ihn unsanft angefasst hatte. Ich möchte hier einschalten, dass es daher selbstverständlich ist, dass der freie Sohn der Wildnis es als höchst entehrend empfindet, vom Europäer, zu dem er als Neuling kommt, geschlagen zu werden. Man darf nicht überrascht sein, wenn er sich dann auf seine Weise rächt“ <sup>1)</sup>.

Von den armseligen *Wedda* auf Ceylon berichtet eine neuere Quelle:

„Die Wedda sind äusserst liebevolle und nachsichtige Eltern, die ihren Kindern niemals etwas abschlagen und ihnen von allem das Beste zukommen lassen. Wir haben häufig gesehen, wie die Männer gewisse Nahrung, die sie bekommen hatten und die sie selbst sehr schätzten, wie z. B. Bananen und Kokosnuss, für ihre Kinder aufhoben.

Die Kleinen sind in der Regel sehr artig, sobald sie aber schreien, werden ihnen ihre Wünsche sofort von beiden Eltern bereitwilligst erfüllt. Wir sahen eines Tages, wie ein nackter Kleiner von vielleicht  $2\frac{1}{2}$  Jahren mit seines Vaters Axt auf der Schulter auf- und abspazierte. Er schien damit ausserordentlich glücklich zu sein, und alles ging gut, bis er mit seiner Axt einen Hund zu bedrohen begann. Jetzt sah sich die Mutter veranlasst, einzuschreiten; aber nun richtete der Kleine wütend die Waffe gegen sie. Als dies der Vater sah, stand er auf und versuchte, dem Knaben die Axt abzuschmeicheln (!); aber der Junge war jetzt gereizt und wollte sie nicht hergeben. Zuletzt schleuderte er sie gegen seinen Vater und traf diesen am Bein. Der Mann war sichtlich ungehalten und warf die Axt etwas ärgerlich in den Djungel, machte aber weder einen Versuch, das jetzt vor Wut heulende Kind zu tadeln, noch zu bestrafen; vielmehr reichte er ihm nach einer Weile etwas zu essen, damit es sich wieder beruhige.

<sup>1)</sup> Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern, S. 119 (Leipzig 1913).

Ein andermal griff ein kleines Kind nach dem Messer, das seine Mutter beim Yamsschneiden auf die Erde gelegt hatte. Obwohl nun die Frau ständig in Sorge sein musste, dass sich das Kleine schneiden könnte, brachte sie es doch nicht über sich, ihrem Liebling das gefährliche Spielzeug vorzuenthalten.“

Wie leicht sich nun aber trotz dieser Verwöhnung die Kinder später einfügen, geht aus folgender weiteren Notiz unseres Autors hervor:

„Wenn nun das Kind in das Alter kommt, wo es einen kleinen Fetzen Tuch als Kleidung zu tragen beginnt, was mit dem sechsten bis achten Jahre eintritt, so setzt man von ihm plötzlich voraus, dass es sich nun auch mit einem Schläge richtig zu benehmen und aufzuführen wisse, und, wie merkwürdig sich dies auch anhören mag, es ist dies dann auch ohne weiteres der Fall. Als wir eines Tages bei starkem Regen in dem Felskeller von Pihilegodagalge Zuflucht genommen hatten, bemerkten wir, wie im Hintergrunde der Höhle ein Junge von sieben bis neun Jahren einen heftigen Auftritt mit seiner Mutter hatte. Plötzlich machte der Junge kehrt und stürzte in den Regen hinaus, um bald nachher wieder völlig beruhigt zurückzukehren. Als wir später auf den Vorfall zurückkamen, wurde uns erklärt, dass der Junge bereits alt genug dafür sei, sich wie ein Mann zu betragen und nicht wie ein kleines Kind, das noch auf seine Mutter einschläge, dem man dies aber noch übersehen müsse“<sup>1)</sup>.

An einer andern Stelle findet sich noch die sehr charakteristische Bemerkung:

„Wenn ein Kind eine Lüge erzählt, sagt man einfach zu ihm: „Geh weg; ich glaube nicht, was du sagst“. Trotzdem scheinen selbst ganz kleine Kinder durchaus wahrheitsliebend zu sein“<sup>2)</sup>.

Zur Kindererziehung bei den *Grönland-Eskimo* bemerkt Nansen in seinem bekannten populären Buche:

„Die Grönländer hängen mit aussergewöhnlicher Liebe an ihren Kindern und tun alles, was sie ihnen an den Augen absehen können, besonders wenn es Knaben sind. Diese kleinen Tyrannen regieren gewöhnlich das ganze Haus, und die Worte des weisen Salomo: „Wer seinen Sohn liebt, der züchtige ihn“, findet hier keine Anerkennung. Sie halten ja überhaupt jede Züchtigung für unmenschlich und selbstverständlich für noch etwas Schlimmeres, wenn ihr eigenes Fleisch und Blut dabei in Frage kommt. Nicht ein einziges Mal habe ich einen Eskimo seinem Kinde ein hartes Wort sagen hören. Bei dieser Erziehung sollte man erwarten, dass die Kinder unmanierlich und unartig würden. Das ist aber keineswegs der Fall; obwohl ich in vielen Eskimohäusern auf der Westküste verkehrt habe, ist mir nur ein einziges Mal eine ungezogene Eskimorange begegnet, und dies war in einer mehr europäischen als grönlandischen Familie. Wenn

<sup>1)</sup> Seligmann, The Veddas, S. 90 (Cambridge 1911).

<sup>2)</sup> Ebenda, S. 91.

die Kinder grösser und verständiger waren, genügte stets eine freundliche Aufforderung seitens des Vaters oder der Mutter, damit sie das unterliessen, wozu sie keine Erlaubnis hatten. Nie habe ich Eskimokinder, sei es im Hause oder im Freien, sich erzürnen, schimpfen oder gar schlagen sehen. Ich habe ihnen oft beim Spielen zugesehen, auch oft genug mit ihnen Fussball (ein eigenes, von ihnen erfundenes, dem englischen foot-ball sehr ähnliches Spiel) gespielt, und dabei haben, wie bekannt, Knaben oft Grund zum Zanken; aber nie sah ich einen heftig werden, ja, ich sah nicht einmal ein unfreundliches Gesicht. Wo könnte das in Europa vorkommen! Den Grund dieses auffallenden Unterschiedes zwischen grönländischen und europäischen Kindern kann ich nicht feststellen. Zum wesentlichen Teile liegt er wohl in der ausserordentlich friedfertigen und gutmütigen Gemütsart der Grönländer. Etwas dürfte es auch dem zuzuschreiben sein, dass die Eskimomutter stets mit ihren Kindern in denselben Räumen lebt und sie draussen auf ihrem Rücken im „Amaut“ mit zur Arbeit nimmt. Sie gibt sich also vielmehr mit ihnen ab, und es entsteht ein festeres Zusammenleben zwischen Eltern und Kindern in Grönland, als in Europa“<sup>1)</sup>.

Und nun zum Schlusse noch ein paar Beispiele von den im ganzen noch sehr urtümlichen und erst in neuester Zeit näher erforschten südamerikanischen Indianern:

Fritz Krause sagt in seinem Bericht über die Leipziger Araguaya-Expedition von dem Volke der *Karajá*:

„Ganz reizend waren die Kinder. Heiter und lustig tummelten sie sich herum, ohne sich zu streiten oder ungezogen zu werden. Uns gegenüber benahmen sie sich höflich, wurden bald zutraulich, ohne aber in plumpe Vertraulichkeit zu verfallen. Man konnte wirklich seine Freude an ihnen haben . . . Überallhin werden die Kinder mitgenommen; denn die Indianer lieben sie über alles. Die Kleinen trägt die Mutter auf dem Arm oder auf der Hüfte, die Grösseren führen Vater und Mutter an der Hand. Erst von etwa 5 Jahren an tummeln sie sich frei herum im Lager des Fremden“<sup>2)</sup>.

An einer späteren Stelle wird dieses Bild folgendermassen ergänzt:

„Die Eltern lieben ihre Kinder sehr. Es ist rührend zu beobachten, mit welcher Zärtlichkeit sie an ihnen hängen und wie sie, fern von ihnen, beständig mit ihren Gedanken bei ihnen weilen. Als Pedro die (falsche) Nachricht erhielt, dass seine Kinder gestorben seien, war er stundenlang einsilbig und blieb auch von da an merklich stiller, als er sonst gewesen war. Mit kleinen Kindern spielen die Mütter; selbst Küsselfen der Kinder habe ich beobachtet. Aller erdenkliche Schmuck wird den Kleinen umgetan. Diese Sucht, die Kinder zu schmücken, geht so weit, dass sie ihnen grosse Stücke zerbrochener unter Porzellanteller um den Hals hängen,

<sup>1)</sup> „Eskimoleben“, S. 129/30.

<sup>2)</sup> „In den Wildnissen Brasiliens“, S. 54/55.

ohne die Gefahr zu kennen. Beim Vater gelten die Knaben mehr, die Mutter will lieber Mädchen haben . . . Entgegen anderweitigen Mitteilungen wurde mir versichert, dass auch Schläge als Strafe vorkommen. Sonst beobachtete ich nur Essenverweigerung als Strafmittel (in Dorf 17, weil der betreffende Knabe nicht gefischt, sondern sich bei mir im Lager herumgetrieben hatte). Ihren Eltern gehorchen die Kinder aufs Wort, und auch Erwachsene folgen noch unbedingt den Ratschlägen der Mutter. So gab Pedros Mutter diesem folgende gute Lehren mit auf die Reise (Pedro war Witwer mit drei Kindern): Verborge kein Geld (Pedro schlug daher Borgversuche anderer Kameraden rundweg ab mit der Begründung, die Mutter habe es verboten); bringe keine Frau mit (auch hierin folgte Pedro seiner Mutter und schlug mehrere Vermittlungsversuche anderer ab); Leute, die den Frauen nachstellen, werden mager; wer aber viel isst, wird dick . . .

Die Folge dieser Erziehung ist, dass die Kinder nie ungezogen sind und sich selten streiten; sie sind heiter und lustig und dem Fremden gegenüber bald zutraulich, ohne sich plumpe Vertraulichkeiten zuschulden kommen zu lassen“ <sup>1)</sup>.

Von den Eingeborenen *Guyanas* berichtet Koch-Grünberg:

„Die Kinder zeigen schon frühzeitig grosse Intelligenz und natürlichen Anstand. Zwar gibt es auch bei den Indianern, wie in der ganzen Welt, ungezogene Kinder, besonders unter den kleineren, die noch nicht die Ruhe und Selbstbeherrschung der Eltern angenommen haben. Wohl weisen die Eltern sie dann mit ermahnenden Worten zurecht, wohl sagt der Vater einmal zum schreienden Kind, das ihm und anderen die Nachtruhe stört: „Sei still, der böse Geist kommt!“, aber nie sah ich, dass sie sich in jähem Zorn zu Ungerechtigkeiten oder gar Misshandlungen hinreissen liessen“ <sup>2)</sup>.

„Die Kinder geniessen von den Eltern eine liebevolle Behandlung, wenn der Indianer auch gewöhnlich seine Gefühle vor Fremden verbirgt. In Namocoliba und andern Dörfern, wo ich mich längere Zeit aufhielt und wo die Indianer mich gewissermassen zur Familie rechneten und deshalb keine Scheu vor mir zeigten, konnte ich bemerken, dass die Eltern besonders die kleinen Kinder mit denselben Zärtlichkeiten überschütten wie bei uns. Stundenlang sah ich die Frauen mit ihren Kindern spielen und sie unterhalten“ <sup>3)</sup>.

„Eines Mittags brachte mir mein Diener einen herrlichen azurblauen Morpho, der, was man selten bei diesen Schmetterlingen trifft, vollkommen unversehrt war. Ich legte ihn einstweilen beiseite, um ihn später zu verwahren. Mein kleiner Freund aber, der wie gewöhnlich zu meinen Füssen spielte, griff nach dem bunten Ding und verdarb mir den Falter. Leider liess ich mich zu einigen heftigen Worten hinreissen. Der Junge, an eine

<sup>1)</sup> Ebenda, S. 328/29.

<sup>2)</sup> „Zwei Jahre unter den Indianern“ II, S. 150.

<sup>3)</sup> Ebenda, II, S. 149.

solche Sache nicht gewöhnt, sah mich zuerst mit seinen grossen dunklen Augen verwundert an und lief dann weinend zu seiner Mutter. Diese hielt mir eine längere Strafspredigt und sagte unter anderem, es sei doch nicht recht, ein kleines Kind zu schelten, das noch nicht wissen könne, was es tue!“<sup>1)</sup>

Endlich noch eine Probe aus dem reizenden „Indianerleben“ Nordenskiölds. Von den Choroti- und Ashluslay-Indianern am Rio Pilcomayo heisst es bei ihm:

„Die kleinen Kinder sind die Freude aller, besonders die Alten haben sie lieb. Sie werden niemals gezichtigt, hören niemals harte Worte. Während sie klein sind, tyrannisieren sie Eltern und Grosseltern. Werden sie älter und verständiger, so sind sie infolge dieser Erziehung freundlich und aufmerksam“<sup>2)</sup>.

„Schlägereien und harte Worte kommen unter den spielenden Kindern fast niemals vor. Ein einziges Mal habe ich einen Indianerknaben einen anderen schlagen sehen. Das war in einem Ashluslaydorf. Dass dies etwas Ungewöhnliches war, wurde mir aus der Aufregung, die darüber im Dorf entstand, klar. Ein paar Stunden lang ergingen sich die respektiven Eltern und Verwandten der Kinder in Schmähungen . . . Beim Spiel kommen niemals Streitigkeiten vor, z. B. ob der Ball wirklich ins Tor gekommen ist, ob einer gemogelt hat oder dgl. Hier haben unsere weissen Kinder viel von ihren dunkelbraunen Freunden zu lernen. Die grossen Kinder behandeln die Kleinen niemals schlecht. Sie laufen wohl hinter ihnen her und werfen sie hin, aber sie schlagen sie niemals. Kleinigkeit, Eigendünkel und Bosheit findet man niemals unter den Indianerkindern“<sup>3)</sup>.

Von den Kindern der Chané und Chiriguano sagt unser Autor:

„Sie werden wie die Choroti- und Ashluslaykinder erzogen. In heiterer Freiheit verbringen sie ihr Leben, ohne Prügel und harte Worte . . . Auf den Spielplätzen in den Dörfern geht es in der Regel sehr munter zu. Dies gilt für die Heiden. Die Kinder, die in die Hände der Mönche geraten sind, sehen düster und verschlossen aus, sie haben schon etwas von dem zu kosten bekommen, was die Kinder des weissen Mannes lernen, Erziehung und beginnende Zivilisation. „Du sollst . . .“; „Du sollst nicht . . .“<sup>4)</sup>.

Mit diesen verhältnismässig wenigen, aber dafür völlig einwandfreien Zeugnissen wollen wir es hier bewenden lassen. Ihre Zahl liesse sich zwar mit Leichtigkeit um ein Beträchtliches steigern; das Bild bliebe aber doch im grossen Ganzen das nämliche. Darnach steht unzweifelhaft fest, dass das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern gerade auf den tiefsten Stufen ein ausserordentlich mildes ist. Über dieser ersten häuslichen Erziehungs-

<sup>1)</sup> Ebenda, I, S. 306.

<sup>2)</sup> a. a. O., S. 63.

<sup>3)</sup> a. a. O., S. 66/67.

<sup>4)</sup> S. 193, 198.

periode des primitiven Kindes waltet eine unendliche Liebe und Güte. Die Eltern lieben ihre Kinder schwärmerisch und lassen ihnen deshalb nahezu restlos ihren Willen. Sogar ihren Launen und Affekten wird in der schonungs- vollsten Weise Rücksicht getragen. Nirgends eine Spur von einem schroffen Zwangs- oder Willkürverhältnis. Körperliche Strafen sind allgemein verpönt oder kommen höchstens als ultima ratio in Anwendung. Für gewöhnlich begnügt man sich mit den allerleisesten Disziplinarmitteln: schon ein Blick oder ein Wort sind ausreichend. Ein unartiges Kind wird höchstens gescholten, eine Zeit lang „geschnitten“, oder man entzieht ihm eine begehrte Nahrung. In schlimmeren Fällen droht man auch mit den Geistern. Kindlicher Mutwille wird aber im allgemeinen nicht nur geduldet, sondern oft geradezu begünstigt. Darunter hat dann vor allem die Mutter zu leiden, die durchwegs als der schwächere Teil erscheint. Aber auch die Väter überschütten ihre Kinder mit Liebe und schwelgen im Elternglück.

Trotz der unendlichen Milde und Verwöhnung aber ist das Benehmen der Kinder, insbesondere wenn sie etwas älter werden, überwiegend ein gutes. Sie zeigen ein ruhiges, verträgliches Wesen; sie sind freundlich, anhänglich, und sogar von Aufmerksamkeiten und einer hingebenden Fürsorge den Eltern gegenüber ist die Rede.

So viel zum Tatsächlichen. Gehen wir nun aber noch einen Schritt weiter zu der Frage nach den tieferen Ursachen dieser Erscheinung, d. h. nach den nötigen psychologischen und soziologischen Voraussetzungen, die es uns erklärlich machen, dass gerade hier die Disziplinierung der Jugend eine so leichte Sache ist und mit so bescheidenen Mitteln auskommt.

Da ist zunächst hinsichtlich des Verhaltens der *Kinder* in Betracht zu ziehen, dass ihr so erstaunlich leichtes Einfügen in das Leben der Erwachsenen in der Hauptsache auf triebartigen Anlagen beruht. Der Mensch besitzt von Haus aus eine angeborene Neigung zum Gehorsam, einen förmlichen *Unterordnungsinstinkt*, wie es in der neueren Gesellschaftspsychologie heißt. Und auf primitiveren Stufen genügt nun im allgemeinen schon diese angeborene Willensdisposition in Verbindung mit einem ebenfalls triebhaften Bedürfnis zur *Nachahmung*, das jugendliche Individuum hinreichend zu disziplinieren. Voraussetzung ist dabei nur, dass sich nicht zu viele Hemmnisse und Schwierigkeiten in den Weg legen, und nun ist es ja in der Tat so, dass bei den Naturvölkern eine ganze Reihe von Erschwernissen bei der Erziehung in Wegfall geraten, die mit unserer Kultur unweigerlich verbunden sind. In dieser Hinsicht sind vor allem etwa folgende Momente von Wichtigkeit:

1. Die häusliche Periode der Erziehung ist bei den Naturvölkern vermöge der früheren Reife erheblich kürzer als bei uns. Es handelt sich bei ihr nur um kleinere Kinder mit einem Höchstalter von 10—12 Jahren. Nun sind dies aber im allgemeinen auch bei uns noch die gelinderen Jahre.

Das schwierigere „Flegelalter“ folgt erst später, fällt also bei der häuslichen Erziehung der Naturvölker nicht mehr in Betracht.

2. Es gibt bei den Naturvölkern noch keine *Schule* mit ihrem Geist des Kampfes und Wettbewerbes. Selbst in unserer demokratischen Volkschule ist doch schliesslich jeder in einem gewissen Sinne nicht viel mehr als der Feind und Konkurrent des andern; d. h. das warme Solidaritätsgefühl der primitiven Jugend ist hier ersetzt durch einen viel zu schroffen Individualismus, wodurch die Schule so recht ein Spiegelbild unserer bürgerlichen Gesellschaft geworden ist.

3. Es existieren bei den Naturvölkern, weil die Verhältnisse so ungleich einfacher sind, auch noch nicht so viele Gebote und Verbote. Das Kind braucht nicht allerlei verwinkelten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Es gibt auch nicht ein solches Zeremoniell wie bei uns und damit im gesamten keine so tiefe Kluft zwischen Kindern und Erwachsenen.

4. Die relative Einheit des Vorbildes ist auf tieferen Stufen noch ungleich grösser als bei uns. Schon die individuellen Ungleichheiten sind viel geringer, und auch hinsichtlich der Lebensanschauung und Lebensführung sind die Gegensätze nicht so gross. Es ist in dieser Hinsicht nicht wie bei uns, wo oft der Vater, die Mutter, Verwandte, die Schule etc. in sich stark verschiedene und oft völlig differente Vorlagen bieten.

5. Eine letzte Ursache wäre mehr hypothetischer Art. Schon Herbert Spencer hat die milde Erziehung und das Fehlen der Strafe auf tieferen Stufen soziologisch erklären wollen, und zwar hat er dabei an einen Zusammenhang mit der grösseren oder geringeren Häufigkeit des *Krieges* gedacht<sup>1)</sup>. Friedliche Völker erziehen nach ihm ihre Kinder milde, kriegerische dagegen straff. Hier hat nun aber bereits Steinmetz gezeigt, dass dieser Parallelismus jedenfalls nicht so ohne weiteres gilt. Bei den Indianern z. B. verhätschelten die entschieden kriegerischen Nordamerikaner ihre Kinder mindestens so sehr, wie die weit friedlicheren Südamerikaner und zwar geschah dies z. T. mit der bewussten Absicht, dadurch den freien und kriegerischen Geist möglichst rein zu erhalten. Grössere Klarheit in dieser Frage könnte allerdings erst ein lückenloser Vergleich mit dem straff disziplinierten Eroberertypus nach Art vieler Ost-Afrikaner und Südsee-Insulaner bringen. Hier reichen aber, wie bereits erwähnt, vorerst die Quellen noch nicht aus, und so weit von dieser Seite überhaupt schon Materialien vorliegen (siehe Steinmetz), scheinen sie eigentlich eher gegen Spencer zu zeugen.

Die vermutete Relation zwischen Krieg und Erziehung bleibt also vorläufig noch zweifelhaft. Dagegen scheint mir hier eine teilweise andere Parallelie ungleich mehr Aussicht auf Gültigkeit zu haben, nämlich die zwischen Art der Erziehung und dem Fehlen oder Vorkommen des *Klassen-*

<sup>1)</sup> *Principles of Sociology II*, S. 330—32.

wesens. Unsere Betrachtung gilt zwar einseitig dem Typus der „demokratisch“ organisierten Völkerschaften; aber da ist es doch zum mindesten sehr auffällig, dass wir gerade da, wo Klassenunterschiede noch sozusagen völlig fehlen, auch der denkbar mildesten Form der Erziehung begegnen. Das ist offenbar kaum anders zu verstehen, als dass da, wo noch alle gleich angesehen sind, auch noch von keiner Seite ein Wunsch zur Übermacht und zum Herrschen besteht. Also wäre das Fehlen des Machtwillens zum mindesten *eine* wesentliche Ursache für die so überaus milde Erziehung auf unteren Stufen. Bei diesen Jägern und Sammlern ist die Möglichkeit schroff zu herrschen noch gar nicht vorhanden, und somit ist auch der Wille zum Tyrannisieren noch gar nicht da. Dem entspricht ferner die Tatsache, dass auch die Kinder milde miteinander umgehen, dass die älteren nicht die jüngeren tyrannisieren, sondern fürsorglich und freundlich zu ihnen sind.

Mit diesen fünf Hauptmomenten, die auf tieferen Stufen noch durchwegs fehlen, können wir uns hier wohl begnügen. Ihr Wegfall dürfte in erster Linie der Grund dafür sein, dass sich dort die Kinder so leicht einfügen und man im allgemeinen Erziehungsnoten nicht kennt.

Doch das Verhalten der Kinder wäre hier nur *eine* Seite. Fragen wir daher nun auch noch nach den tieferen Ursachen der so weitgehenden Liebe und Teilnahme der *Eltern* für ihre Kinder.

Darauf gibt es im wesentlichen nur eine Antwort. Auch auf Seiten der Eltern ist die primitive Erziehung vorwiegend in einer angeborenen Neigung, in einer Instinktgrundlage verankert. Wir sind längst gewöhnt, von einem „Mutterinstinkt“ zu reden. Es gibt aber noch allgemeiner einen sog. *Pflege-* oder *Hülfstrieb* des Menschen, und dieser wendet sich nun in erster Linie den Kindern zu. Wenn dabei in den Quellen mitunter von einer wahren „Affenliebe“ die Rede ist, so charakterisiert dies eigentlich nur den Tatbestand sehr treffend. Während nämlich der menschliche Pflegetrieb auf höheren Stufen allmälig vieles von seiner Triebnatur einbüsst und zu einer viel komplexeren Anlage wird, verharrt er beim Primitiven noch in viel grösserer Instinktnähe. Daher die grosse, triebstarke Kinderliebe der primitiven Eltern, die bei der Mutter noch insofern eine Verstärkung erfährt, als durch die lange Laktationszeit und das ständige Herumtragen der Kleinen auch auf psycho-physischer Grundlage eine sehr enge Bindung an das Kind entsteht. Eine derartig tiefgehende Verankerung des auf die Nachkommenschaft gerichteten Hülf- und Pflegetriebes ist natürlich bei der grossen Hülflosigkeit und dem langen Pflegebedürfnis des menschlichen Jungen biologisch von der denkbar grössten Zweckmässigkeit. Zu der noch rohen und undomestizierten Instinktnatur der primitiven Kinderliebe gehört es aber auch, wenn diese mitunter bei gewissen Konstellationen jäh in ihr Gegenteil umschlagen kann. So entstehen dann jene allerdings seltenen Fälle, wo der sonst in sein Kind verliebte „Wilde“ dieses gegebenenfalls

unter der Gewalt eines noch stärkeren gegenteiligen Affektes zu Tode brutalisieren kann.

## 2. Das Lernen.

Das bis jetzt Vorgebrachte betraf ausschliesslich den allgemeinen Tenor oder die Disziplinseite der primitiven Erziehung. Nun gehört aber wie wir bereits ausführten, zu jeder Erziehung auch noch eine andere, Hälfte, der Unterricht oder das *Lernen*, das in der Beibringung von allerlei lebenswichtigen Kenntnissen und Fertigkeiten besteht. Zweifelsohne hat nun auch das primitive Kind zu lernen. Es ist z. B. biologisch von der grössten Wichtigkeit, dass hier der junge Mensch möglichst zeitig und genau weiss, wie man jagt, fischt, ein Haus baut, Waffen, Kleider und Gerätschaften anfertigt, kleine Kinder pflegt, den Handel oder den Krieg führt etc., und nicht minder bedeutsam ist es, dass der Einzelne die Sitten, Riten, Lieder, Tänze, Sagen, Mythen etc. seines Stammes kennt, sich also all dasjenige aneignet, was man bei uns als die „Bildung“ bezeichnen würde.

Ohne hier nun allzutief in die Materialien und damit in Einzelheiten einzudringen, möchte ich in wenigen grossen Zügen dartun, wie eigentlich im Prinzip das primitive Lernen der ersten oder häuslichen Periode aussieht und auf welchen seelischen oder geistigen Kräften es vorzugsweise beruht.

a) Was zunächst das praktische oder *technische* Lernen, also die Beibringung der nötigen Fertigkeiten im Jagen, Fischen, Hausbauen usw. anbetrifft, so findet dafür in der Regel kein besonderer Unterricht statt. Die beiden grossen Lehrmeister des primitiven Kindes sind hier das *Spiel* und die *Nachahmung*. Spielmässig ahmt das Kind vom frühesten Alter an sämtliche Tätigkeiten und Verrichtungen der Erwachsenen nach und wächst so gewissermassen von selbst in die gesamte Technik seiner Kultur hinein. Freilich gibt es hier ausserdem auch noch eine sog. *freie* Spieltätigkeit, d. h. Spiele nach Art der unsrigen: Haschen, Drittenabschlagen, Geschicklichkeitsspiele (darunter die bekannten Fadenspiele), Rätsellösen etc. Hauptinhalt aller primitiven kindlichen Spielens sind aber stets die verschiedenen Ernsttätigkeiten der Erwachsenen. Man spielt hier mit Leidenschaft: Jagen, Schiessen, Klettern, Pflanzen, Pflegen, Kochen, Kampf etc. Beispiele für dieses *vorbereitende* oder *überleitende* Spiel, wie man es nennen könnte, finden sich daher in guten Quellen stets in reicher Zahl. Gewöhnlich kommt schon in den Spielzeugen dieser Uebergang vom Spiel zur Ernsttätigkeit zum Ausdruck. In keinem Museum fehlen neben den obligaten Puppen allerlei kindliche Waffen und Gerätschaften. Nach Koch-Grünberg erhalten die Indianerkinder zuerst kleine Kinderpfeile von 30—40 cm Länge. Mit diesen wird zunächst auf Vogelfiguren aus Maisstroh geschossen. Es handelt sich also zunächst um ein festes Ziel mit rein spielmässiger Bedeutung. Bald aber zielen die Jungens zum Schrecken der Eltern auch auf Hühner und andere Haustiere. Schliesslich reichen die kleinen Pfeile über-

haupt nicht mehr aus und müssen sukzessive durch grössere ersetzt werden. Ein geradezu klassisches Beispiel für dieses schrittweise Hineinwachsen des Kindes in die zukünftigen Ernfttätigkeiten über die Brücke des Spiels gibt uns Nordenskiöld in seinem „Indianerleben“. Er sagt dort an einer Stelle: „Das Indianerkind lernt das Leben im Spiel. Wenn die Mutter mit ihrem Töchterchen im Arme Wasser holt, so trägt das Mädchen einen winzig kleinen, dem der Mama ganz gleichen Krug. Füllt die Mutter ihren grossen Wasserkrug, so füllt sie auch den ihres kleinen Töchterchens. Das Mädchen wächst und der Krug wächst. Sie begleitet ihre Mutter bald zu Fuss und trägt gleich ihr einen eigenen Krug auf dem Kopfe. Spinnt die Mutter, so spinnt auch das Kind auf einer Spielzeugspindel. Der kleine Junge spielt mit seinem Netz im Dorfe. Er fängt Laub, er fängt Tonscherben. Oft sind die Grossväter die Lehrer. Ist er grösser, so erhält er von dem Grossvater ein grösseres Netz und begleitet ihn auf dem Fischfang. Anfänglich fängt er nicht viel. Er und das Netz wachsen, und der Knabe, der Laub und Tonscherben gefischt hat, fängt grosse Siluroiden, Palometas und vieles andere. Auf diese Weise lernen die Kinder alles, was sie zu wissen nötig haben. Spielend lernt das Indianerkind den Ernst des Lebens“ <sup>1)</sup>.

Bisweilen scheint nun allerdings bei diesem praktischen oder technischen Lernen doch auch schon in leisen Anfängen eine Art Unterweisung, also eine beabsichtigte Belehrung durch Erwachsene stattzufinden. In der Regel sind dann, wie es schon das obige Beispiel gezeigt hat, die Grossväter die Lehrer, zu denen sich daher meist auch ein sehr nahe Verhältnis, insbesondere der Knaben, ausbildet. Von einem eigentlichen Unterrichte in unserem Sinne, wo man systematisch aufbaut und schrittweise erklärend vorgeht, kann jedoch hier noch keine Rede sein. Es handelt sich um ein blosses Vormachen gewisser Handgriffe, die unzerlegt als Ganzes einfach abgesehen und dann durch Ausprobieren eingeübt werden. Es ist dies also ein Lernen, das lediglich auf die Beobachtung und nicht auf die Intelligenz, das Verstehen abstellt. In diesem Sinne scheinen z. B. bei den Australiern, den Weddas und wohl auch noch anderwärts die Knaben im Jagen, Schwimmen etc., die Mädchen dagegen im Kochen, Pflegen usw. eine besondere Anleitung zu empfangen. Thurnwald erzählt, wie auf dem Bismarcksarchipel und den Salomonen eine derartige Belehrung in der Form eines Vormachens und Befehlens einzelner Handlungen namentlich bei den Mädchen zur Einführung in den Pflanzenbau üblich sei. In dieser Hinsicht ist hier eine Sage bemerkenswert, in der die einzelnen Verrichtungen beim Pflanzen des Taros stufenweise gelehrt werden. In einer Art Dialogform werden von einer mythologischen Persönlichkeit Anweisungen erteilt, ungefähr wie von der Mutter der Tochter, und sie werden in der Sage von der Beauftragten Punkt für Punkt erfüllt“ <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> a. a. O., S. 65/66.

Nach Koch-Grünberg empfangen bei den von ihm beschriebenen Indianern die kleineren Kinder häufig an Hand von besonders dazu gefertigten Masken aus Maisstroh eine Art Unterricht in der Dämonologie. Bei den Labrador-Eskimo wiederum soll nach einem neueren Berichte das Pflegen von Puppen oder Babys unter der Anleitung der Mutter oder älterer Geschwister als eine wahre Schule betrieben werden. In einer nicht alltäglichen praktischen Tätigkeit empfangen sodann die Knaben bei den Wedda einen besonderen vorübenden Unterricht, nämlich im Honigsuchen. Der als Leckerbissen ganz besonders geschätzte Honig stammt hier von Bienen, die im allgemeinen nur in hohen, steilen Felsen nisten. Um zu den Stöcken zu gelangen, bedarf es daher einer Reihe schwieriger Kletterreien und Prozeduren, die ein gutes Stück Geschicklichkeit und Geistesgegenwart erfordern. Die Technik des Honigsuchens wird daher der neuen Generation immer wieder besonders eingeübt und zwar auf folgendem Wege: die Knaben nehmen eine brennende Masse in die Hand, gehen an langen Leitern sorgsam in die Tiefe, machen die Bewegungen des Ausräucherns und steigen dann wieder schnell empor. Es handelt sich also wiederum um eine Art Uebung am Phantom.

b) Ganz ähnlich wie beim praktischen oder technischen Lernen geht es nun im Prinzip auch beim *theoretischen* Lernen, also bei der Erwerbung von allerlei Kenntnissen in der Tier- und Pflanzenkunde, in der einheimischen Astronomie, in Geschichte, Politik, Religion, Moral des Stammes, im Handelswesen usw. zu. Die Art der Erlangung dieses Wissens, dieser „Bildung“ ist wiederum meist eine völlig spontane. Von einer sorgfältigen stufenweisen Entwicklung oder auch nur einem langsamem zergliedernden Zeigen keine Spur. Durch blosses gelegentliches Zuhören und Auffassen als Ganzes gelangt hier die Jugend allmälig in den Besitz der geistigen Welt der Erwachsenen<sup>1)</sup>). Noch viel seltener als beim technischen Lernen hat man es hier auf eine gewollte Belehrung abgesehen, wenigstens scheint eine solche noch fast durchwegs aus dem Rahmen der bloss häuslichen Erziehung herauszufallen. Höchstens ein paar Lebensregeln werden den Kindern vor der Reife etwas eindringlicher zu Gemüte geführt. So heisst es etwa, dass bei den Australiern die alten Männer den Knaben, die alten Frauen den Mädchen eine dürftige Unterweisung in der geltenden Stammesmoral, in den Speiseverboten etc. geben. Ein etwas anschaulicheres Bild von diesem theoretischen Lernen vermag vielleicht noch das nachstehende Zitat aus einer neueren afrikanischen Quelle zu vermitteln.

<sup>1)</sup> Sehr instruktiv ist in dieser Hinsicht eine Angabe in Thurnwalds Ethnopsychologischen Studien: „In ähnlicher Weise geht der Sprachunterricht vor sich. Z. B.: der eine Junge von den Admiralitätsinseln erteilt dem aus Buin Sprachunterricht. Er redet auf ihn ein, der andere versteht anfangs einiges aus Gebärden und Betonung, er erwidert in Wortverbindungen oder Wortsplittern, wie es sich trifft, und so wühlt sich der Lernende durch einen Sumpf von Missverständnissen allmählich zum Verstehen und zur Ausdrucksfähigkeit durch.“ (S. 118.)

„Es gab keine Schule für die Eingeborenen am Kongo vor der Ankunft des weissen Mannes. Die Knaben pflegten die Väter und älteren Verwandten zu begleiten und wurden aus blossem Nachahmungstrieb von früh auf mit ihren Arbeiten bekannt. Sie lernten aus den Reden und Gesprächen der Eltern, auch wurde ihnen in den verschiedenen Hantierungen besondere Unterweisung zuteil. Die meisten Knaben wussten mit 14 oder 15 Jahren die Namen der unzähligen Fische, welche die Flüsse bevölkern; sie waren vertraut mit ihren Gewohnheiten und verstanden sich auf die verschiedenen Arten, sie zu fangen. Sie kannten auch die Namen und Wohnplätze der meisten Tiere des Waldes, teils aus eigener Anschauung, teils aus den Mitteilungen anderer. Die Namen der Vögel, Insekten, Bäume und Pflanzen waren ihnen geläufig, und sie konnten die verschiedenen Arten leicht von einander unterscheiden“ <sup>1)</sup>.

Bezüglich der Erwerbung der nötigen Kenntnisse im Handelswesen besagt die nämliche Quelle:

„Sobald ein Knabe ein Ruder zu führen oder mit einem Stock den Takt zu schlagen vermag bei der Fahrt im Kanu, begleitet er seinen Vater auf dessen Handelsfahrten. Daheim im Dorf hat er schon den Wert der verschiedenen Gegenstände kennen gelernt und hat seine Freude daran gehabt, kleine Tauschgeschäfte zu machen. Nun horcht er aufmerksam zu, wie sein Vater handelt und feilscht, wie er seine eigenen Waren anpreist und die Sachen, die er selbst zu kaufen wünscht, in abfälliger Weise bekrittel und herabsetzt, um den Preis herunterzudrücken. Da muss der Junge viel lernen und gut aufpassen, damit, wenn er selbst handeln geht, er nicht schliesslich ärmer heimkehrt, als er ausgezogen ist“ <sup>2)</sup>.

Hier ist also wieder das blosse Aufpassen und Zuhören bei den Erwachsenen als die wichtigste und einzige Schule zur Erlangung des nötigen Wissens bezeichnet.

Fassen wir noch kurz unsere Befunde über die Unterrichts- oder Lernseite der primitiven häuslichen Erziehung zusammen, so kommen wir teilweise zum nämlichen Resultate wie bei der Zucht oder Disziplinierung: sie ist vorwiegend *biologischer* Art, d. h. sie knüpft unmittelbar an die im Kinde vorhandenen triebartigen Anlagen und Kräfte an und stützt sich noch nahezu ausschliesslich auf diese. Die angeborene Tendenz zur Nachahmung in Verbindung mit der vor- und einübenden Funktion des Spieles reicht noch grösstenteils zur Erwerbung und Aneignung aller im späteren Leben wichtigen Fertigkeiten und Kenntnisse aus. Alles Lernen geht hier also gewissermassen *automatisch* vor sich; die Kinder wachsen von selbst ins Leben hinein, und ein Hauptteil *unserer* Erziehung, alle Schule und aller Unterricht sind noch direkt entbehrlich. Möglich ist dies allerdings nur aus dem einen wohl zu beachtenden Grunde, dass hier die gesamte Kultur

<sup>1)</sup> Weeks, „Dreissig Jahre am Kongo“, S. 107 (1914).

<sup>2)</sup> Ebenda, S. 109.

nicht nur unvergleichlich viel einfacher und anschaulicher, sondern gleichzeitig auch dem kindlichen Interessenkreis noch ungleich näher gerückt ist als beispielsweise bei uns. Mit so einfachen Mitteln (Spiel und Nachahmung) liesse sich eben der so unendlich überlegenere Gehalt unserer Hochkultur schlechterdings nicht mehr aneignen. Auch die Tätigkeit der Erwachsenen ist hier lange nicht mehr eine derart instinktnahe, dass das blosse Spiel ausreichend auf sie vorzubereiten vermöchte. Unsere Kultur erfordert daher vom Kinde ein Lernen ganz anderer Art — leider ein solches, das seiner Natur nach dem kindlichen Wesen, seinen Neigungen und Interessen in weiten Bezirken völlig fremdartig gegenübersteht. Daher unsere schier unüberwindlichen Bildungs- und Erziehungsnoten, aus denen es nur ein Entrinnen gibt, wenn es uns gelingt, die gesamte Erziehung, die bis anhin viel zu sehr durch die Auffassungsweise und die Interessen der Erwachsenen bestimmt war, wieder mehr der Natur des Kindes und seinen besonderen seelischen Bedürfnissen anzupassen.

### III.

Nach unserer eingehenden Schilderung der ersten oder häuslichen Periode der primitiven Erziehung bleibt uns nun noch ein Wort zu der so hochbedeutsamen Phase der Jünglings- oder *Initiationserziehung* übrig. Dabei müssen wir uns allerdings mit einer recht summarischen Behandlung des Gegenstandes begnügen; denn unser Wissen weist hier noch recht grosse Lücken auf, und bei dem raschen Zerfall, dem bei der Berührung mit der europäischen Kultur gerade dieser interessante Sittenkomplex ausgesetzt zu sein scheint, besteht leider recht wenig Gewähr dafür, dass eine vollinhaltliche Rekonstruktion des ursprünglichen Bildes noch überall möglich sein werde. Immerhin hat die Forschung diese Aufgabe noch kaum in Angriff genommen, und bei einiger Eile dürfte sicherlich noch da und dort manch Wertvolles zu retten sein.

Zum besseren Verständnis des Nachfolgenden muss hier nun zunächst vorausgeschickt werden, dass wir bei den Naturvölkern durchgängig mit einer viel einschneidenderen Gliederung des Gesellschaftskörpers nach verschiedenen *Altersklassen* zu rechnen haben als beispielsweise bei uns. Insbesondere der männliche Teil der Bevölkerung sondert sich scharf in die vier Klassen der unreifen Knaben, der mannbaren Jünglinge, der verheirateten jungen Männer und der alten Männer. Gleichzeitig ist der Aufstieg in eine jede neue Klasse mit der Uebernahme einer ganzen Reihe von neuen sozialen Aufgaben, Rechten und Pflichten verbunden, und da ist es bei der konkretistischen Denkweise des Primitiven, die in jeder Entwicklung gleich ein völliges Neuwerden, eine Art Wiedergeburt sieht, eine ganz selbstverständliche Sache, dass derartige bedeutsame Wendepunkte im Leben entsprechend betont und mit einem Gehege einschlägiger Sitten umgeben werden. So finden wir denn bei den Naturvölkern in sozusagen

universeller Verbreitung die Einrichtung der sogenannten *Initiationen* in Form ganzer Systeme von öffentlichen und geheimen Prüfungen, Riten und Schaustellungen, die oft in sehr drastischer und konkret-sinnlicher Weise der Situation Ausdruck verleihen. Die Kandidaten erhalten neue Namen, sprechen eine andere Sprache, werden symbolische getötet etc.

Eine ganz besondere Steigerung erfahren nun aber gemeinhin diese Veranstaltungen beim Uebergang von der Kindheit zur mannbaren Jugend, also beim Eintritt der geschlechtlichen Reife, was ohne weiteres einleuchtet, wenn wir uns vor Augen führen, wie das Herannahen dieses Zeitpunktes im Leben des Primitiven den denkbar grössten Umschwung herbeiführt: ist doch die Reife identisch mit dem Abschied von der minderberechtigten Gesellschaftsklasse der Frauen und Kinder, dem Eintritt in die allmächtige Männergesellschaft, der Anteilnahme am öffentlich-politischen Leben, der Einführung in die geheime religiöse Welt usw. *Reisefeiern* oder *Pubertätsweihen*, wie sie in der Literatur genannt werden, sind uns daher aus der gesamten Welt bekannt, und soweit es sich bei ihnen um *öffentliche* Veranstaltungen handelt, sind wir im allgemeinen auch recht leidlich über sie informiert. Wir wissen vor allem, dass in ihrem Mittelpunkte stets gewisse Mut- und Standhaftigkeitsproben stehen, wie sie z. B. schon bei der Anbringung der Stammesabzeichen, also beim Tätowieren, bei den Zahnverstümmelungen, bei der Beschneidung etc. erforderlich sind.

Eine eingehendere Beobachtung hat nun aber gezeigt, dass diese meist öffentlichen Proben und Schaustellungen nur einen verhältnismässig bescheidenen Teil und zwar in der Regel nur den Abschluss der ganzen Initiation bedeuten. Diesem geht noch eine ungleich wichtigere *geheime* Vorbereitungsperiode voraus, und diese ist nun für uns insofern vom allergrössten Interesse, als wir in ihr ein besonderes Stück Erziehung und zwar eine Art *staatsbürgerlicher* Erziehung bei den Primitiven sehen müssen. So ungenügend wir über Einzelheiten derselben noch vielfach unterrichtet sind, so lässt sich doch aus den zusehends besser werdenden Berichten allmälig ein genaueres Bild von ihr gewinnen. Fassen wir es in den Hauptzügen zusammen, so ergibt sich etwa folgendes:

Die vielleicht bis zum 10. oder 12. Lebensjahre fast ausschliesslich unter dem milden Regime der Mütter äusserst zwanglos aufgewachsene Jungmannschaft — die Mädchen kommen hier im allgemeinen weniger in Betracht — wird zu einem bestimmten Zeitpunkte, den gewöhnlich der Häuptling oder der Altenrat besonders bestimmen, oft unter scheinbarer Anwendung von Gewalt der elterlichen Obhut entzogen und hat nun unter der Leitung einiger angesehener Ältesten eine meist Monate, bisweilen aber auch Jahre lang andauernde besondere Schulung und Disziplinierung zu durchlaufen, die dann ihr Ende mit den bereits erwähnten Weihen und der öffentlichen Mannbarkeitserklärung findet. Diese Vorbereitung oder Trainierung ist jedoch stets mit einem eigenartigen mystischen Geheimnis umkleidet und hat daher in der Regel ihren Schauplatz an einem

verborgenen, den Frauen und Minderjährigen streng verbotenen Ort im Walde oder auf einer einsamen Insel. Es hat sich deshalb für sie in Afrika ganz allgemein die Bezeichnung *Buschschulen* ausgebildet. In unserer Sprache müssten wir, wie schon gesagt, von einer Art Jugend-Internat sprechen. Heute ist die Bedeutung dieser Buschschulen allerdings zum Teil schon stark gemindert. Einerseits rüttelt die Missionstätigkeit mit ihren europäischen Schulen an ihrem Prestige, und anderseits beginnen die Eingeborenen vielfach selbst zu erkennen, dass ihre uralte Jugendbildung den so-völlig veränderten Verhältnissen nicht mehr zu genügen vermag. Es ist dies namentlich dort der Fall, wo man wirtschaftlich bereits in engerer Fühlung mit den Weissen steht, und wo die europäischen Fabrikate die alte einheimische Gewerbetätigkeit schon stark in Zerfall gebracht haben. Da wird den Buschschulen oft zum Vorwurf gemacht, dass sie nur noch altes, unbrauchbares Zeug lehrten und dem Eingeborenen nicht einmal die heute unentbehrlichen Künste des Schreibens und Lesens zu vermitteln vermöchten. Die Macht der Tradition und das magisch-mystische Ingredienz der Initiation lassen allerdings nur in den seltensten Fällen einen völligen Bruch mit dem Hergestrichen zu, und so kommt es denn in der Praxis in der Regel zu jenem bekannten Kompromiss, dass man bis zur Reife die guten Missionsschulen gerne benutzt, ihnen dann aber eines Tages plötzlich den Rücken kehrt, um nun auch noch die Mysterien der altüberlieferten nationalen Initiation zu passieren. Die Missionare führen natürlich meist bewegte Klage über diese scheinbare Untreue der Schwarzen und ergehen sich oft in den düstersten Schilderungen der angeblichen Greuel der Initiation, aber irgendwie scheinen eben doch diese alten Praktiken dem Lebensstil und der Mentalität des Primitiven ungleich besser zu entsprechen als jede andere Form des Jugendtrainings; denn wir hören nicht umsonst, wie die Initiationserziehung oft in kürzester Zeit das Wesen der jungen Leute von Grund auf ändert und sie vor allem zu viel selbständigeren, resoluteren Menschen macht, bei denen eine ungleich grössere Reserviertheit oder eine direkt oppositionelle Einstellung dem Weissen gegenüber oft sehr deutlich zum Ausdruck kommen, was aber eigentlich nur sagen will, dass der junge „Wilde“, der nun eigentlich erst jetzt voll und ganz in die Kollektivmentalität seines Stammes oder seiner Rasse eingegangen ist, dadurch auch innerlich eine viel stärkere Position gegenüber allem Fremden gewonnen hat. In diesem Sinne scheint also der alte Gebrauch der Initiation wirklich sehr starken und tiefgefühlten psychischen und sozialen Notwendigkeiten zu entsprechen, und daher geht es auch keinesfalls an, ihn kurzerhand mit ein paar Redensarten entwerten oder ad absurdum führen zu wollen.

Halten wir uns im Folgenden nun aber mehr an unberührte Verhältnisse, und fragen wir dabei zunächst näher nach dem *Inhalt* der so merkwürdigen Geheimerziehung der Initiation, so lauten eigentlich die Berichte aus den verschiedenen ethnischen Provinzen nur in Einzelheiten abweichend von

einander. Im Prinzip haben wir es bei dieser Erziehung immer mit *drei* grossen Hauptgebieten zu tun, die ich der Reihe nach etwas streifen will.

1. Die Belehrung oder der Unterricht in allerlei *Wissensdingen*. — Fanden wir bei der häuslichen Periode diese Seite der Erziehung erst in schwachen Anfängen ausgebildet, so erscheint sie hier nun eine wesentliche Vertiefung und Ausgestaltung zu erfahren. In stofflicher Hinsicht umfasst sie das, was wir bei uns als die *Bildung* des Individuums bezeichnen müssten. Hier wird dem angehenden jungen Manne der gesamte Sagen-, Mythen- und Legendenschatz des Stammes in belehrender und erörternder Weise mitgeteilt, wobei grosse historische Persönlichkeiten und Ahnherren als leuchtende Vorbilder erscheinen. In gleicher Weise werden die verschiedenen magischen Gebräuche und sakralen Handlungen vorgeführt und erklärt. Auch in politische Fragen und Angelegenheiten werden die jungen Leute eingeweiht. Man instruiert sie über die Beziehungen zu den benachbarten Gemeinwesen, gibt ihnen die genauen Grenzen des eigenen Stammeslandes oder Wohnterritoriums bekannt und orientiert sie über die Ursachen bestehender Fehden und Feindschaften. Hauptgebiet dieser ganzen Belehrung scheint aber vor allem eine eindringliche Unterweisung in den geltenden Stammessitten, also ein eigentlicher *Moralunterricht* zu sein. Man schärft den Novizen die verschiedenen Tabus, vor allem das Meiden des Inzestes, das Beobachten der vorgeschrivenen Heiratsbeschränkungen, der Speiseverbote etc. ein, und wahrscheinlich geht damit Hand in Hand eine sehr gründliche sexuelle Aufklärung. Hinsichtlich der persönlichen Moral handelt es sich in der Regel um eine Anzahl fast überall wiederkehrender und in der bekannten alttestamentlich-negativen Form gehaltener Gebote, wie die, nicht feige, mutlos, diebisch, lügnerisch etc. zu sein; daneben aber tauchen auch schon die positiven, echt sittlichen Forderungen auf, friedfertig, freigebig, hilfsbereit zu sein und dem Alter mit Ehrfurcht und Respekt zu begegnen. Hier wird also den jungen Leuten zum Teil schon ein eigenliches *Lebensideal* vor Augen gehalten, was um so bemerkenswerter ist, als gemeinhin die Ansicht besteht, die Moral der Naturvölker erschöpfe sich in einer bloss zwangsmässigen Legalität des Handelns.

Eine sehr hübsche Illustration zu dieser Art sittlichen Belehrung bildet z. B. der nachstehende Moralkodex, der den Novizen auf einer der Torresinseln eingeschärft wird. Er lautet folgendermassen:

„Du sollst nicht stehlen! Eigne dir niemals einen Gegenstand an, der einem Andern gehört. Da liegt z. B. ein fremder Fischspeer: du nimmst ihn in Gebrauch, und er zerbricht dir dabei; wie willst du dann den Besitzer entschädigen, wenn du keinen andern Speer hast? Oder es liegt eine Harpune in einem fremden Kanoe, und du benützest sie, ohne dass der Besitzer es weiss. Du verlierst sie aber, oder sie zerbricht dir beim Gebrauch; wie willst du dann, wenn du kein solches Instrument zu eigen besitzest, eine Entschädigung für den eingetretenen Verlust leisten?“

Ein anderer Fall. Es kommt ein alter Mann und bittet dich um etwas. Natürlich gibst du es ihm sofort. Nehmen wir z. B. an, er verlange von dir Nahrung, Wasser oder sonst etwas, so gibst du ihm ohne weiteres die Hälfte von dem, was du hast. Handelst du so, dann bist du ein guter Mensch; im andern Falle aber wird dich niemand gerne haben.

Du arbeitest nun bald tüchtig, damit du viele Fische, Schildkröten etc. hast, und wenn du noch einen Garten anlegst, wirst du Nahrung in Hülle und Fülle besitzen. Wenn du dann viele Fische hast, musst du davon zuerst deinen Eltern und erst nachher deinem Bruder abgeben. Bist du verheiratet, so gib auch etwas der Frau, aber das meiste den Eltern; denn sie haben lange hart für dich gearbeitet. Sorge für Vater und Mutter, auch wenn du und deine Frau dabei einmal leer ausgehen sollten. Von den Fischen gib ihnen die Hälfte; sei nicht kleinlich. Sage niemals harte Worte zu deiner Mutter. Vater und Mutter sind für dich wie Nahrung im Bauch; wenn sie tot sind, wirst du dich leer und hungrig fühlen. Kümmere dich auch um deine Oheime und Vettern.

Sage niemals eine Lüge; sprich geradeaus!

Vorausgesetzt, ein Mann spricht (schimpft?) mit deinem Bruder, dann sprich mit und hilf ihm! Geht der Bruder weg, um zu kämpfen, dann hilf ihm ebenfalls. Lass ihn nicht alleine ziehen, sondern gehe mit ihm zusammen!

Du darfst von nun ab nicht mehr mit einem kleinen Kanoe oder einem Kinderpfeil spielen. Das ist jetzt vorüber! Spiele auch nicht mehr mit Knaben und Mädchen; denn du bist jetzt ein Mann und kein Knabe mehr.

Liebe nie ein Mädchen zuerst; denn wenn du das tust, so lachen dich die Mädchen aus und schimpfen dich ein Weib. Du darfst nicht deine Cousine heiraten; sie ist so viel wie deine Schwester. Du sollst aber auch nicht die Schwester deines Busenfreundes zur Frau nehmen; denn du würdest dich ihrer bald schämen: Busenfreunde sind wie Brüder.

Endlich werden die Jungens über den Verkehr mit den Frauen instruiert. Es wird der Charakter verschiedener Mädchen analysiert, so dass die jungen Männer gewarnt sind. Schliesslich folgen noch Unterweisungen in der Praxis der verschiedenen Liebeszauber<sup>1)</sup>.

Wir sehen also, dieses „moral-training“ ist wirklich schon ein recht vielseitiges, und mit welcher Eindringlichkeit es mitunter betrieben wird, zeigt das nachstehende Zitat:

„Jedem einzelnen Prüfling ist ein besonderer älterer Mann zugeteilt, der ihn täglich in seinen Pflichten unterrichtet und ihm Ratschläge für eine gute Lebensführung erteilt. Dieser Unterricht wird in einer so eindringlichen, liebevollen und väterlichen Art erteilt, dass die jungen Leute dabei oft zu Tränen gerührt werden<sup>2)</sup>.“

<sup>1)</sup> Cambridge Anthropol. Expedition to Torres Straits V, S. 210/11 (1904).

<sup>2)</sup> Citiert bei Webster, Primitive secret societies, S. 51 (1908).

2. Die zweite Hauptseite der Initiations-Erziehung umfasst eine spezielle Unterweisung in allerlei *praktischen* oder *technischen* Fertigkeiten. Bei der häuslichen Periode der Erziehung stellten wir fest, dass dort das Hineinwachsen in die technische Kultur ganz automatisch auf dem Wege der spielmässigen Nachahmung vor sich gehe. Hier, beim reiferen Alter, scheint es sich dagegen schon um ein eigentliches Anlernen, um eine Art Berufslehre zu handeln. Aus der Südsee hören wir z. B., dass dort von den Prüflingen jeder seinen besonderen Mustergarten, ein Stück Tarofeld anzulegen habe, das er unter der ständigen Aufsicht der Initiationsleiter bestellt und dessen Ertrag er auch eigenhändig aberntet und nach Hause schafft. Hier drängt sich einem die Parallele mit unsren modernen Schulgärten ohne weiteres auf. In der Regel scheint es sich bei diesen praktischen Dingen allerdings mehr um eine Unterweisung in gewissen feineren Spezialitäten zu handeln, so z. B. im Flechten, Seilern, Töpfern, in der Herstellung alkoholischer Getränke, in der Verwendung von allerlei Drogen und Giften. Im allgemeinen begnügt man sich hier auch nicht mehr mit dem blossen Vorzeigen und Nachmachen, sondern es müssen schon eigentliche Probestücke geliefert werden, an deren Fertigstellung oft noch später, nach dem Verlassen des Internates, weitergearbeitet wird. Zur näheren Illustration lasse ich hier ein Tagesprogramm einer westafrikanischen Buschschule folgen. Es lautet:

„Fünf Uhr morgens: Tagwache! Geweckt wird durch Trommeln auf einem hohlen Baumstamm, der zwischen dem Schlafhaus und einem benachbarten Baume aufgehängt ist. Nach dem Aufstehen wird Appell gehalten, nachher geht es zum Waschen am nächsten Bach. Die Buschschule liegt immer in der Nähe eines Wasserlaufes. Auf das Waschen folgt das Frühstück. Nach dem Frühstück: 1—2 Stunden Tanz. Nach dem Tanz Arbeit: Knüpfen von allerlei Matten aus verschiedenen Materialien samt den zugehörigen Vorarbeiten, wie Schneiden des Bambus, Entrinden desselben, Zerkleinern zu den Flechtstreifen, Anwendung verschiedener Färbe-methoden etc.; dann Präparation einer Wein liefernden Palme mit allen einschlägigen Vorkehrungen: Erklettern, Fällen, Anzapfen, Würzen des Weines usw.; darauf Unterricht in den verschiedenen Jagdmethoden, im Kanoebau, im Hausbau, der an kleinen Modellen aus Holzstäben geübt wird; später Exkursionen im Busch zwecks Kenntnis der verschiedenen Baumarten und ihrer Verwendung, ebenso der Gift- und Heilkräuter; endlich Unterweisung über die Palaver, die sozialen Rangstufen, die Stammessitten, den Verkehr mit den Fremden etc. In den Pausen wird mit Würfeln gespielt, wobei die als Flechtmaterial dienenden Bambusstreifen als Einsatz gelten, oder man singt oder flaniert herum. Nach der Arbeit: Mittagessen. Nach dem Mittagessen Spiel, darauf Tanz, und dann wieder Arbeit. Gegen vier Uhr: Bad. Nach dem Bad: Appell, wie am Morgen, dann Nachtessen. Nach dem Nachtessen werden durch Vermittlung der Leiter von den Eltern aus dem benachbarten Dorfe die nötigen täglichen Nahrungsmittel, Kleider etc. be-

schafft. Nachher geht man zur Ruhe, und so wiederholt sich die gleiche Tagesordnung ein bis fünf Jahre lang, je nachdem eine Buschschule dauert<sup>1)</sup>.“

Eine ähnliche Instruktion erhalten hier in besonderen Schulen auch die Mädchen. Sie empfangen Unterricht in Gesang und Tanz, im Schneidern, Kochen und Netzflechten. Namentlich das letztere ist eine sehr zeitraubende Arbeit. Man sieht daher die Mädchen oft noch lange nach dem Austritt aus der Buschschule mit dem Einsammeln von Palmblättern beschäftigt, deren Fibren als Flechtmaterial dienen. Wahrscheinlich beenden sie dann die in der Schule begonnenen Netze. Als weitere Unterrichtsgegenstände kommen in Betracht: Kenntnis der Heil- und Küchenkräuter, der pflanzlichen Färbemittel und der Rohmaterialien für die Seifenherstellung; ferner die Technik der Perlstickerei und des Knüpfens von Palmfasern zu Gewändern. Nicht zu vergessen ist endlich die Aufklärung über sexuelle Dinge, wozu wahrscheinlich auch die Einführung in den Gebrauch der verschiedenen Abortivmittel gehört; denn viele der eingeborenen Frauen verstehen sich hierauf nur zu gut. Kurz, man lernt hier so ziemlich alles, was man irgendwie einmal im Leben gebrauchen kann<sup>2)</sup>.“

3. Eine dritte und letzte Hauptseite der Initiation umfasst sodann noch die sog. *Mutproben*, d. h. allerlei Uebungen und Aufgaben zur Erprobung der körperlichen und seelischen Widerstandskraft. Dies gilt vor allem für die abschliessenden Weihen und Prüfungen selbst, wo z. B. das Anbringen der Stammesabzeichen, der Tätowierungen, Narbenverzierungen, der Durchbohrung von Ohren, Nasen, Lippen, das Ausschlagen von Zähnen, das Ausreissen von Haaren, die Beschneidung, die Subinzision etc. zum Teil Eingriffe recht schmerzhafter Natur bedeuten. Meist arbeitet allerdings ein besonderes Trainung stufenweise auf diese Martern vor: man treibt z. B. die nackten Jungens durch dichtes Dorngestrüpp, ohne dass sie dabei einen Laut von sich geben dürfen; man wirft sie unversehens ins Wasser, wälzt sie in Staub und Unrat, lässt sie hungern und dürsten, gibt ihnen ekel erregende Nahrung zu essen, prügelt sie aus dem Schlaf, schröpft sie, räuchert sie aus, bringt ihnen Schnitt- und Brandwunden bei usw. Zur seelischen Abhärtung dienen meist Geisterschrecknisse, und mit welcher Berechnung man dabei auf gewisse psychische Wirkungen ausgeht, zeigt die nachstehende Schilderung Eymanns:

„Alle störenden Aeusserlichkeiten hält man von den Novizen fern, indem man sie wochenlang in der Einsamkeit des Busches verweilen lässt. Ihre Phantasie sucht man durch geheimnisvolle Zeremonien, seltsame Töne, auffallendes Gebahren auf das höchste zu erregen. Durch Hunger, Durst

<sup>1)</sup> P. Jean Marie Ceston, Le „Gree-Gree Bush“ chez les Nègres-Golah, Liberia im Anthropos VI,5 (1911), S. 742/43. Siehe hiezu auch R. Zeller, Die Bundugesellschaft, Bern, 1913.

<sup>2)</sup> a. a. O., S. 743/44.

oder körperliche Schmerzen engt man ihr Bewusstsein mehr oder minder ein und erfüllt ihre Herzen mit Angst und Schrecken . . . An all diese Massnahmen knüpft man Verbote und Gebote, und jedem, der dieselben übertreten würde, droht man die schwersten Strafen an. Auch lässt man es nicht daran fehlen, Furcht und Schrecken vor unheimlichen Gewalten wachzurufen<sup>1).</sup>“

Wie sehr ein derartiges Training seinen Zweck erreicht, geht deutlich genug aus den immer wiederkehrenden Versicherungen der Autoren hervor, dass selbst die schwersten und schmerhaftesten Proben mit der grössten Standhaftigkeit ertragen werden. Die Prüfungen werden denn auch in der Regel von sämtlichen Kandidaten erfolgreich bestanden, wozu übrigens auch das anerkannt stark entwickelte Ehrgefühl des Eingeborenen das Seinige beitragen dürfte. Mit welcher Rigorosität übrigens die Proben gehandhabt werden, geht aus einer andern australischen Quelle hervor, wonach Prüflinge, die sich den grotesken Masken und Bemalungen der Ältesten gegenüber furchtsam und schreckhaft benehmen, den Müttern als nicht bestanden zurückgegeben und früher oder später durch einen „geheimen Zauber“ aus dem Leben geschafft werden<sup>2).</sup>

So viel über das Inhaltliche der Initiationserziehung. Was nun noch ihre besondere *Wirkung* anbetrifft, so müssen wir uns diese allem Anscheine nach als eine sehr tiefgehende und nachhaltige vorstellen. Die Initiationserziehung erreicht wirklich in vollem Umfange das, was in den Quellen als ihre mehr oder weniger bewusste Absicht bezeichnet ist, nämlich einerseits die ins Flegelalter geratenen und zufolge einer äussert milden häuslichen Erziehung etwas allzu üppig und selbständig gewordene Jungmannschaft in möglichst kurzer Zeit zu reifen und wohldisziplinierten Gliedern der Gemeinschaft heranzuziehen, und sie anderseits auch mit allen für die spätere Lebensführung wichtigen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten. Das erstere ist namentlich insofern von der grössten Bedeutung, als es auf tieferen Stufen im allgemeinen noch recht wenig staatliche Machtmittel gibt, die nach innen wirksam sind und für die Disziplinierung des Einzelnen sorgen. Sozusagen die einzige öffentliche Gewalt ist hier die Autorität der alten Männer und die in ihnen verkörperte Stammesmoral; und diese Autorität wird nun gerade durch die Initiation immer wieder erneuert und greifbar vor Augen geführt. Jeder neuen Generation erweisen sich die Alten als die unerbittlichen Lehr- und Zuchtmeister, und die Aussicht nun, durch die bedingungslose Unterwerfung unter ihren Willen und ihre Gebote später einmal selbst ihrer unvergleichlichen Stellung teilhaftig zu werden, ist der stärkste Ansporn und das tiefgreifendste Disziplinarmittel für die jungen Burschen. Dazu kommt, dass diese Art Schulung mit der ohnehin höchst kritischen und empfindsamen Phase des Eintrittes der geschlechtlichen Reife zu-

<sup>1)</sup> S. 248.

<sup>2)</sup> Mrs. Parker, The Euahlayi Tribe, S. 72/73 (1905).

sammenfällt, und dass auch noch durch eine entsprechende Wahl der Mittel für eine möglichst tiefgehende psychische Wirkung gesorgt wird. So mögen sich also in der Tat, wie Eylmann meint, die in den Tagen der Jugend empfangenen Eindrücke unauslöschlich dem Gemüte einprägen und dieses in einem Sinne beeinflussen, dass eine grobe Verletzung der von den Vorfahren überkommenen Sitten und Bräuche und eine offene Auflehnung gegen die Aeltesen sozusagen zur Unmöglichkeit werden.

Eine weitere in soziologischer Hinsicht sehr bedeutsame Wirkung der Initiationserziehung ist die Erzeugung eines starken Solidaritätsgefühls unter den Gruppengenossen. Gemeinsam durchgemachte schwere und eindrucksvolle Erlebnisse verbinden die Menschen überall. In dieser Hinsicht müssen wir uns also die Wirkung der Buschschulen ähnlich vorstellen wie diejenige unserer Militärjahre, die auch allerlei dauernde kameradschaftliche Beziehungen schaffen.

Eine dritte und letzte Wirkung der Initiation liegt dagegen wieder mehr nach der psychologischen Seite hin. Sie sorgt zeitig und radikal für die Lösung der infantilen Bindung an das Mütterlich-Feminine. Wie sehr gerade die Notwendigkeit dieser Emanzipation der jungen Leute auf primitiver Stufe empfunden wird, geht deutlich genug aus jenen drastischen Sitten hervor, wo man den Novizen aufreizende Reden gegen die Frauen hält, wo ihnen Weiberkleider angezogen und auf dem Körper zerrissen werden, oder wo ihnen die Aeltesten allerlei kindisches Spiel und Getue vormachen, um dieses dadurch zu perhorreszieren. Es wird hiedurch zwar eine nicht geringe soziale Kluft zwischen der Männerwelt und den Frauen und Minderjährigen geschaffen; aber auf einer Kulturstufe, wo der Einzelne so frühe wehrhaft und produktiv sein muss, ist auch eine frühe Ablösung und Ver-selbständigung des Mannes geboten. Muttersöhnchen hätten hier keinen Platz.

Ich schliesse meine Betrachtung in der Erwartung, der gebotene Ueberblick über die Tatsachen der primitiven Erziehung möge selbst für Eltern und Erzieher von heute nicht ganz ohne Interesse und Anregung gewesen sein. Natürlich schliesst in inhaltlicher Hinsicht die enorme Kulturdistanz eine Vergleichsmöglichkeit zwischen moderner und primitiver Erziehung zum Teil direkt aus. In ihren psychologischen und soziologischen Grundvoraussetzungen bleibt indessen Erziehung zu allen Zeiten und auf allen Kulturstufen das gleiche, nämlich Einfügung der Jugendlichen in die Kultur- und Lebensgemeinschaft der Erwachsenen. In diesem Sinne gibt es also so gut eine Erziehung für das Neger- und Indianerkind wie für unsere europäische Jugend. Das Erstaunliche ist dabei nur, dass gerade auf den tiefsten Stufen die Erziehung mit den denkbar einfachsten Mitteln auskommt, ja, dass dort zum Teil direkt von einer Entbehrlichkeit der Erziehung gesprochen werden kann, während wir aus unseren Erziehungs- und Bildungsnöten fast nicht mehr herauskommen. Dies ist natürlich bis zu einem gewissen Grade in der Einfachheit und Undifferenziertheit der

betreffenden Kulturen selbst bedingt; denn wir dürfen niemals übersehen, *wozu* im einen und im andern Falle erzogen werden muss. Der Hauptgrund für das so überraschend leichte Gelingen der primitiven Erziehung liegt aber zweifelsohne darin, dass sie, wie wir gezeigt haben, noch viel unmittelbarer auf jenen triebartigen sozialen Anlagen des gesellig lebenden Menschen fußt als auf höheren Stufen der Zivilisation. Die Erziehung bei den Naturvölkern bewahrt, wie wir uns bereits ausdrückten, noch mehr einen *biologischen* Charakter. Es ist dies aber gleichzeitig ein solcher, der den Bedürfnissen der kindlichen Natur und dem kindlichen Bewusstsein ungleich besser entspricht als derjenige unserer einseitig von den Interessen der Erwachsenen bestimmten erzieherischen Massnahmen. Dass dies die Gegenwart unter dem Druck ihrer Erziehungsnoten mehr und mehr zu erkennen beginnt, ist eine bekannte Tatsache. Die ältere, rein normative Pädagogik ist daher heute grösstenteils verlassen, und die moderne Erziehung steht weit mehr als es offiziell zugestanden wird, im Zeichen des Versuches, des Experimentes. Und da ist es nun für den Kenner primitiver Kulturen wirklich überraschend zu sehen, wie diese neue Erziehungsempirie ganz folgerichtig zur Propagierung von allerlei pädagogischen Maximen gelangt, die auf tieferen und tiefsten Stufen menschlicher Kultur von jeher, wenn auch grösstenteils ohne jegliche bewusste Ueberlegung, zur Anwendung gelangt sind. Die Erkenntnis z. B., dass mit leiseren, schonungsvolleren Disziplinarmitteln und geschickten Appellen an den freiwilligen Gehorsamswillen des Kindes mehr erreicht werden kann als mit den schroffen Formen des Zwanges oder gar mit der unmenschlichen Prügelstrafe, beginnt mehr und mehr Allgemeingut zu werden, und daher ist der Abbau der beengenden herrschaftlichen Struktur des alten Schultypus überall in vollem Gange. In der häuslichen Erziehung offenbart sich allerdings noch so recht der Charakter der Uebergangszeit, indem hier noch mindestens *drei* verschiedene Erziehungsziele durcheinander gehen, worauf schon Steinmetz hingewiesen hat: „in der gänzlich ungebildeten Klasse werden die Kinder entweder roh vernachlässigt oder ohne Erziehung verwöhnt; in dem etwas höheren Kreise der tüchtigen kleinen Leute dürfte man noch die strengste Disziplin antreffen, und bei den höher Gebildeten ist die liebevolle Schonung der Kinder wieder Sitte geworden.“

Aber auch auf dem Gebiete des Lernens tauchen modern-pädagogische Forderungen auf, von denen man oft glauben könnte, sie wären direkt am Beispiel des Primitiven abgelesen. Der neue Unterricht knüpft wieder mehr an die ureigenen und starken seelischen Kräfte des Kindes, an seinen Spiel- und Experimentiertrieb, an sein elementares Bedürfnis nach Imitation und an seinen Drang nach ungehemmter Ausdruckstätigkeit an. Die längst postulierte *Arbeitsschule* endlich dürfte nicht verfehlt, den der Jugend leider so völlig abhanden gekommenen Sinn für Gemeinschaft und Solidarität wieder neu zu erwecken; denn hier muss die innigste, wechselseitig fördernde und helfende Kooperation in Verbindung mit dem auf der freien

Wahl beruhenden Führertum das leitende Prinzip sein, und dies bedeutet die völlige Abkehr von dem bisherigen System, bei dem gegenseitige Hülfe und Austausch bekanntlich als Kapitalvergehen gelten, wodurch die Schule so recht ein Spiegelbild der kampferfüllten bürgerlichen Gesellschaft mit ihrem schroffen und rücksichtslosen Individualismus geworden ist.

So geht heute auf der ganzen Linie die Forderung nach einem Schul- und Erziehungstypus, der endlich auch dem Kinde gegenüber aufräumt mit jenen alten, verbrauchten Mitteln einer übermässigen und ungesunden Anspannung der Mächte der Autorität und des Zwanges, und der im Rahmen der bestehenden Kultur so weit wie nur möglich eine freiheitliche Entwicklung und Entfaltung der kindlichen Eigenart gewährleistet. Man braucht deswegen noch lange nicht in den Erziehungsanarchismus moderner Fanatiker zu verfallen, der von jeglicher bewussten erzieherischen Beeinflussung der Jugendlichen absehen möchte; aber eine feinere Dosierung der Autorität, eine grössere Schonung des ohnehin starken Ehr- und Selbstgefühls der Jugend und die Ausschaltung aller unnötigen Kampfstimmung aus dem Erziehungsprozess sind unerlässliche Notwendigkeiten, wenn die im Kinde von Natur vorhandenen, im Sinne einer *Eigenerziehung* wirksamen Kräfte und Anlagen zum Leben erweckt und der Gewöhnung und Anpassung dienstbar gemacht werden sollen. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, es sollte im allgemeinen mehr *gelenkt* und *geleitet* als erzogen werden, was wiederum nichts anderes heisst als Schonung und Abkehr von der so gefährlichen *Ueber-Erziehung*, von der uns ja die modernen Psychiater sattsam berichten, wie sie das Affekt- und Gemütsleben vergiftet und dem Individuum dauernden schweren Schaden zufügen kann. Wir müssen in der Tat wieder mehr liebe- und schonungsvolle *Leiter* als Beherrscher unserer Jugend werden, zumal wenn diese in den bevorstehenden Zeiten gewaltigster sozialer Aufgaben und Leistungen bestehen soll.

Zum Schlusse komme ich nochmals auf die Konstatierung der so überraschenden Tatsache zurück, dass gerade bei den an materiellem Kulturbesitz allerärmsten Völkerschaften eine ganze Reihe der modernsten erzieherischen Postulate sozusagen restlos verwirklicht erscheinen. Es offenbart sich hierin wieder einmal in der glänzendsten Weise die so oft gerühmte erstaunliche immanente Zweckmässigkeit jener uralten Tiefkulturen, und damit ist abermals ein Beweis dafür gegeben, wie die Völkerkunde einen Wissensschatz in sich birgt, aus dem wir nicht nur die tiefsten und klarendsten Einsichten in das Wesen und die Bedürfnisse der menschlichen Natur zu gewinnen imstande sind, sondern der bei richtiger Nutzung auch manch wertvollen Fingerzeig für die Lösung zeitgenössischer Kulturprobleme zu geben vermag.